

# Buchbesprechungen = Comptes rendus = Recensioni

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Jahrbuch der Schweizerischen Gesellschaft für Ur- und Frühgeschichte = Annuaire de la Société Suisse de Préhistoire et d'Archéologie = Annuario della Società Svizzera di Preistoria e d'Archeologia**

Band (Jahr): **66 (1983)**

PDF erstellt am: **10.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Buchbesprechungen – Comptes rendus – Recensioni

*Wighart von Koenigswald und Joachim Hahn: Jagdtiere und Jäger der Eiszeit. Fossilien und Bildwerke.* Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1981. 100 Seiten, 76 Abbildungen.

Der Titel des Buches war auch der Titel einer Sonderausstellung im Hessischen Landesmuseum in Darmstadt, das für seine reiche Sammlung fossiler Säugetiere bekannt ist.

Im ersten Teil übermittelt zunächst eine übersichtliche Tabelle die Stellung der mitteleuropäischen prähistorischen Menschenfunde und ihrer Kulturformen im Rahmen der Erdgeschichte. Dann folgt eine kurze Darstellung der ökologischen Verhältnisse während der entscheidenden letzten Kaltzeit, der darin lebenden Menschenformen mit den charakteristischen Merkmalen für die Neanderthaler und die Cro-Magnon-Formen und ihrer Lebensweise als Sammler und Jäger. Mit den Jüngeren verbunden sind auch die künstlerischen Äusserungen und die Bestattungssitten. Die Abfolge der Kulturkomplexe in der oberen Altsteinzeit wird anhand der Artefakte geschildert, wobei die Jagdwaffen ausführlicher beschrieben werden. – Ein eigenes Kapitel ist der Kunst gewidmet; hierfür wird die Kleinkunst als kleine Plastiken oder gravierte Steinplatten Mitteleuropas vorgelegt, während für die Höhlenkunst Beispiele aus Südfrankreich dienen müssen. Die Kunst wird als visuelles Kommunikationsmittel zwischen Mensch und Natur im Rahmen religiöser, mythischer Erzählungen gedeutet mit der richtigen modernen Auffassung, dass «eine Trennung von Heiligem und Profanem» eine neuzeitliche Denkweise ist.

Im zweiten Teil werden die grossen Jagdtiere vorgestellt: Mammut, Wollnashorn, Pferd, Bison und Auerochse, Mochusochse, Rentier, Riesenhirsch, Höhlenbär, Höhlenlöwe und einige kleinere Arten. Eindrucksvolle Fossilreste werden mit Darstellungen aus der paläolithischen Kunst belebt und mit den ersten neuzeitlichen Deutungen reizvoll ergänzt. Ein kurzes Schlusskapitel ist der Frage des Aussterbens der grossen Säugetiere Mammut, Wollnashorn, Höhlenlöwe, Höhlenpanther, Höhlenhyäne, Höhlenbär und Riesenhirsch gewidmet, wobei der rasche Klimawechsel und die damit stark veränderte Umwelt als Hauptursache genannt wird, womit natürlich das gesamte Problem nicht voll gelöst ist.

Im Anhang schildert eine Art Regesten die ausführlicher berücksichtigten Fundstellen aus Deutschland und Mähren.

Das Buch ist klar geschrieben und gibt dem interessierten Laien, ob Schüler oder Erwachsener, mit dem reizvollen Nebeneinander von fossilen Knochen und künstlerischen Äusserungen einen lebendigen Einblick in die Lebensform unserer späteiszeitlichen Vorfahren.

Das sorgfältig ausgestattete Werk nimmt man gerne immer wieder zur Hand. Es eignet sich gut als Geschenk.

*Elisabeth Schmid*

*Gerd Albrecht: Magdalénien-Inventare vom Petersfels.* Siedlungsarchäologische Ergebnisse der Ausgrabungen 1974–1976. Tübinger Monographien zur Urgeschichte 6. Verlag Archaeologica Venatoria, Tübingen 1979. 83 Seiten, 29 Abbildungen, 42 Tafeln, 5 Tabellen.

Um es vorweg zu nehmen – dreierlei ist an dieser Publikation interessant: erstens der Petersfels als wichtige Magdalénienfundstelle im süddeutsch-nordschweizerischen Raum; zweitens der Umstand, dass die systematisch durchgeführte Untersuchung und die anschliessende Auswertung vollständig und detailliert dargestellt werden und der Leser deshalb praktisch alles nachvollziehen und bis in Einzelheiten überprüfen kann; drittens schliesslich die Ergebnisse, die erstmals aufgrund einer mit modernen Methoden durchgeführten Unternehmung Einblick gewähren in die intensive Begehung des in Frage stehenden Gebietes im Rahmen der spätpleistozänen West-Ost-Verschiebung der Magdalénienbevölkerung.

Die Ausgrabungen von E. Peters in der Petersfelshöhle bei Engen im badischen Hegau vor etwas mehr als 50 Jahren liegen zeitlich grosso modo zwischen den Forschungen in Kesslerloch, Schweizersbild sowie einigen weiteren Stationen des benachbarten Kantons Schaffhausen und der Wiederaufnahme im Bereich dieser beachtlichen Fundstelle Süddeutschlands. Die vom Institut für Urgeschichte der Universität Tübingen veranlasste neue Untersuchung der Fundstelle Petersfels, ihre grosszügige finanzielle Unterstützung im Rahmen des Sonderforschungsbereiches 53 «Palökologie» und die Auswertung der Ergebnisse der bisher durchgeführten Feldforschungen durch G. Albrecht stellen – abgesehen von der Neubearbeitung des Peters'schen Fundmaterials durch P. F. Mauser im Jahre 1970 – einen beachtlichen ersten Schritt in Richtung auf eine bessere Erfassung dieser seit langem als wichtig erkannten Fundgruppe dar.

Den Anstoss zur Wiederaufnahme der Grabungen am Petersfels bzw. zur erstmaligen Durchführung systematischer Untersuchungen mit modernen Methoden gab die ebenso zerstörerische wie fundträchtige Tätigkeit von Amateurarchäologen. Die ständigen Wühlereien im Bereich der Fundstelle, die zum Teil wichtiges Fundgut zu Tage gebracht haben (manches wurde der wissenschaftlichen Bearbeitung zugänglich gemacht, anderes ging verloren), veranlassten das Denkmalamt Freiburg im Herbst 1973 zu den in den Jahren 1974–1976 unter der örtlichen Grabungsleitung von G. Albrecht durchgeführten Grabungen.

Insgesamt wurden sechs Einzelsondierungen vorgenommen: ein grosser Hangschnitt unterhalb der Höhle mit wichtigen Ergebnissen (P1/38 m<sup>2</sup>), ein weiterer Hangschnitt mit wenig Funden (P2/6 m<sup>2</sup>), ein Schnitt im Talgrund mit mindestens 7 Fundhorizonten (P3/16 m<sup>2</sup>), zwei weitere Sondierungen im Talgrund ohne direkte archäologische Anhaltspunkte (P4/4 m<sup>2</sup>, P5/4 m<sup>2</sup>) und schliesslich die Untersuchung einer Stelle zwischen P1 und P3, wo unter tief reichenden Störungen durch Amateurgrabungen zwei ergiebige jungpaläolithische Horizonte angeschnitten wurden (P6/2 m<sup>2</sup>). Bei P1 und P3 weisen die

sedimentgeologische Einstufung der Fundhorizonte und deren Altersbestimmung mit der C14-Methode auf den Bereich Böllingältere Dryaszeit-Alleröd bzw.  $12940 \pm 125$  bis  $11700 \pm 90$  (oder  $11300 \pm 85$ ) vor heute hin, eine nicht unerwartete aber in dieser präzisen Form sehr willkommene Einstufung des Spätmagdaléniens im süddeutschen Raum, die auch für die Schweiz von Bedeutung ist. Zu erwähnen sind ferner Feststellungen von Siedlungsstrukturen im Bereich von P1 und P3. Von Interesse in Hinsicht auf die jeweilige Organisation des Lagerplatzes ist die Beobachtung, dass im Sondierschnitt P3 in Horizont 2 Steingeräte und Abschlüge/Absplisse häufig sind, Knochen- und Geweihgeräte aber fehlen, während im Bereich der archäologischen Horizonte 3/4, 4 und 5 die Herstellung von Geweih- und Knochengeräten an dieser Stelle erkennbar ist; allerdings lässt sich daraus nicht allzuviel ableiten, da bisher doch nur ein Teil der ursprünglichen Siedlungszone systematisch erfasst wurde.

Albrecht vertritt die Auffassung, dass sich insgesamt mindestens 15 voneinander unabhängige archäologische Horizonte oder Besiedelungsphasen erkennen lassen, was aber vermutlich nur einen Bruchteil der ursprünglich vorhandenen Horizonte ausmache. Allerdings dürften die Perioden der Anwesenheit späteiszeitlicher Jäger kurz gewesen und sich rasch gefolgt sein; so gehören die meisten der festgestellten archäologischen Horizonte in die erste Hälfte der älteren Dryaszeit, also in eine Zeitspanne von höchstens 300 Jahren; der durchschnittliche Abstand wurde auf weniger als 15 Jahre berechnet. Unter diesen Voraussetzungen sind keine wesentlichen Änderungen des «Technokomplexes» zu erwarten. Dieser spricht – was die hier zur Diskussion stehenden neuen Sondierungen betrifft – ausnahmslos für «Magdaléniens». Für das von P. F. Mauser vermutete Vorhandensein aurignacoider und gravettoider Elemente konnten ebensowenig Anhaltspunkte gefunden werden, wie für die im Zusammenhang mit den Grabungen von E. Peters festgestellte mesolithische Besiedelung des Platzes. Unterschiede zu gleich einzustufenden anderen Fundstellen der in Frage stehenden Region beruhen zweifellos vielfach auf den unterschiedlichen Grabungsmethoden, indem früher kleine Objekte meist übersehen wurden. Erwähnt sei schliesslich, dass der ausgezeichneten Arbeit von G. Albrecht Veröffentlichungen von F. Poplin über die zahlreichen Faunenreste, von H. Laville über die Sedimente und von E. Wille über die Pollenprofile des Petersfels folgen sollen.

*Hans-Georg Bandi*

*Gerhard Bosinski (Hrsg.): Der Magdaléniens-Fundplatz Gönnersdorf.*

*Bd. 3: Gerhard Bosinski: Die Ausgrabungen in Gönnersdorf 1968–1976 und die Siedlungsbefunde der Grabung 1968.* Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1979. 220 Seiten, 93 Textabbildungen, 20 Tafeln und 8 Beilagen.

*Bd. 4: Karl Brunnacker: Geowissenschaftliche Untersuchungen in Gönnersdorf.* Franz Steiner Verlag, Wiesbaden 1978. 258 Seiten, 79 Textabbildungen, 13 Tabellen und 3 Tafeln.

In der Reihe bedeutender Ausgrabungen paläolithischer Stationen nimmt Gönnersdorf, am rechten Rheinufer unterhalb Koblenz, im Neuwieder Becken gelegen, einen der vordersten Ränge ein und ist eng mit dem Namen von Gerhard Bosinski verknüpft. Seinem Können und seiner Beharrlichkeit verdanken wir zur Zeit bereits fünf grosszügig ausgestattete Bände, für die er als Autor, Mitautor oder als Herausgeber verant-

wortlich zeichnet. Während ein Band die Grosstierfauna (F. Poplin, Bd. 2) behandelt und zwei Bände den einzigartigen Tier- und Menschendarstellungen auf Schieferplättchen (G. Bosinski und G. Fischer, Bde. 1 und 5) vorbehalten sind, befassen sich die beiden hier zu besprechenden Bände mit den Siedlungsbefunden der ersten Grabung von 1968 sowie den Grabungsberichten der Jahre 1968–76 und den «geowissenschaftlichen Untersuchungen». Mindestens zwei weitere Bände sind uns noch in Aussicht gestellt.

Was Mitte März 1968 als schlichte Fundmeldung eines Architekten an das Kreismuseum in Neuwied begann, weitete sich im selben Jahr und in den Jahren 1970–76 zur bisher wohl bedeutsamsten Ausgrabung im Spätpaläolithikum aus.

Dass über die rege Publikationstätigkeit zu Gönnersdorf, von den Kunstbänden einmal abgesehen, so gut wie keine Rezensionen vorliegen, in einer mit dieser germani(st)ischen Tradition nicht gerade sparsam umgehenden Disziplin, gibt zu denken. Mittlerweile ist in der Prähistorischen Zeitschrift 1982/1 eine Besprechung der Bände 3 und 5 durch F. Felgenhauer erschienen. Monographische Bearbeitungen im Stile Gönnersdorf sind von unschätzbarem Wert, leider aber viel zu selten. Ihnen gilt unsere ganze Anerkennung und nicht den zahllosen, oft spekulativen Vorberichten, denen nichts Adäquates nachfolgt!

Aus Gründen der Verständlichkeit von Band 4 ist es vorteilhaft, den ein Jahr später erschienenen Band 3 mit in unsere Besprechung einzubeziehen. Dies ist nicht nur wegen der Planunterlagen angebracht, sondern auch um der Tatsache willen, dass in Band 3 den Gesteinen sowohl als den Trägern einer einzigartigen Kleinkunst, wie als Rohstoff und Baumaterial, ein breiter Raum zur Verfügung steht.

Dass es sich bei der Reihe zu Gönnersdorf um eine Pflichtlektüre für den Fachmann handelt, darf als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Hingegen empfiehlt es sich auch für den interessierten Liebhaber den Schritt weg von der Sekundär- und Trivilliteratur zu wagen, deren gewaltige Flut zur Zeit durch nichts zu dämmen ist, und aus reineren Quellen zu schöpfen.

Wie an den Seeufern der Alpenländer für die Jungsteinzeit und die Bronzezeit dank extrem günstiger Konservierungsverhältnisse ein Forschungseldorado entstanden ist, so sind auch im Neuwieder Becken wegen der versiegelnden Wirkung der allerödzeitlichen Bimsablagerungen des Laacher Vulkanausbruchs maximale Erhaltungsbedingungen auf uns gekommen, Dem besonderen Umstand der Hohlform des Neuwieder Beckens und seiner Funktion als pleistozäne Sedimentfalle wird eingangs beider Bände gebührend Rechnung getragen. Und es zeichnet sich mittlerweile auch deutlich ab, dass Gönnersdorf keine Ausnahmeerscheinung darstellt; weitere Grossereignisse wie etwa Kärlich oder Andernach Martinsberg sind längstens angezeigt!

*Band 3: Der Magdaléniens-Fundplatz Gönnersdorf, 40 m über der heutigen Rheinaue, liegt auf einem nach Süden ausgreifenden Sporn, etwas östlich einer Talrinne, die zur Zeit der Besiedlung in der wärmeren Jahreszeit durch einen Bach entwässert wurde. Auf dem 49 m langen und 10–25 m breiten, 5 m ansteigenden Ausgrabungsareal wurden in mehreren Etappen insgesamt 687 m<sup>2</sup> untersucht.*

Die Beilagen 1 und 2 vermitteln einen guten Eindruck der vorgefundenen Knochen sowie der Steine und Platten von Planum I, in Beilage 3 sind Steinplatten, Knochen und Rotverfärbungen eines tieferen Planum II wiedergegeben.

Zum Abschluss eines ersten Teils wird auf die angewandte Grabungstechnik näher eingegangen, die im wesentlichen auf den Erfahrungen von A. Leroi-Gourhan und M. Brézillon in

Pincevent aufbaut. Als störend empfand G. Bosinski selbst die fehlende Orientierung und absolute Höhe der einzelnen Fundgegenstände, doch war dies letztlich eine Konzession an die relativ bescheidenen Finanzmittel und die lange Grabungsdauer. Die bisher publizierten Bemühungen bezüglich der Orientierung (Neigungswinkel) von Artefakten rechtfertigen einen erklecklichen Grabungsmehraufwand für ein kaum interpretierbares Phänomen allerdings auch nicht.

Im zweiten umfangreicheren Teil (140 Seiten) wird auf die Siedlungsbefunde der ersten Grabung 1968 von 96 m<sup>2</sup> eingegangen. In Profil und Fläche werden Detailsituationen vorgelegt. Danach folgt ein umfangreicher Beitrag über vorkommende Gesteine, deren Herkunft, ihre Flächenverteilung, mögliche Zusammensetzung und Bearbeitung. Wie so oft war auch Glück mit im Spiel, dass schon die erste Grabung eine kreisförmige Siedlungsstruktur zu Tage förderte, die zu drei Vierteln ausgegraben werden konnte und sich in Zonen unterteilen liess. Die bedeutendste ist die rotgefärbte zentrale Zone A, B umfasst eine kreisförmige Steinsetzung, C und D werden als Vorplatzpartien und E sowie F als periphere Bereiche gedeutet. Den zentralen Plattenlagen und den Gruben der Zone A wird zu Recht viel Platz eingeräumt. Dies erfreut auch den Geoarchäologen im Falle der hauptsächlich vorkommenden Gesteine Schiefer, Quarzit, Gangquarz, Basaltlava und Sandstein. Schiefer stand an der Westseite des die Siedlung begrenzenden Tälchens an, Quarzite und Quarz dürften aus dem Rheinbett stammen. Die Basaltlavaplatten, zur Grubenabdeckung und Verkleidung der Feuergrube benutzt, müssen von jenseits des Rheins herangeschleppt worden sein.

Schiefer diente sowohl zur Pflasterung der Wohnzone als auch zu künstlerischen Zwecken. In den Zonen B, D und E sind Gravierungen selten. Diese liegen in A, sparen aber die Eingangszonen aus, ferner in C und in F. Die anpassenden Verbindungen graviertes Schieferplättchen sind abgebildet (Abb. 38–41), was auch für Quarzit (Abb. 47–51) und Quarz (Abb. 62–66) gilt. Anteile von Basalt und ebenfalls vorhandenem Konglomeratgestein sind gegeben, und die Bearbeitungsspuren aller Gesteine werden vorgelegt, wobei Quarzitgeräte überwiegen. Auch auf die zahlreichen in Zone A konzentrierten meist kleineren Gruben wird näher eingegangen. In ihnen sind Artefakte und Knochen angereichert, aber auch Schmuck fand sich vor. G. Bosinski unterscheidet 4 Profilformen der Gruben, die meistens mehr oder weniger rot gefärbt sind. Viele sind offenbar als Pfostengruben zu interpretieren. Andere, zentral gelegene, könnten Behältnisse darstellen.

Zahlreich sind Quarz- und Quarzitgerölle, die, sofern krakeliert oder zerbrochen, als Kochsteine gedient haben. Dazu hat D. Batchelor Versuche angestellt, die zeigen, dass bei mehrmaligem Wechsel der Kochsteine Wasser in einer Kochgrube in einer Stundenfrist auf über 90°C erhitzt werden kann. Eigene, leider immer noch unpublizierte Untersuchungen zur neolithischen Seeufersiedlung von Yverdon-Clendy zeigen, dass eine durchaus gezielte Auslese aus den pleistozänen Schottern der Umgebung stattfand, wobei kristalline Gerölle (Granite, Gneise, Quarzite) sowie quarzitisches Sandsteine bevorzugt, Karbonatgesteine deutlich gemieden wurden.

Nach dem Verlassen der Siedlung fanden Zerstörungen und Veränderungen durch Tiere und eventuell später ankommende Menschen statt, ferner begannen auch geologisch-klimatische Faktoren einzuwirken, wie Solifluktion und Kryoturbation. Dass frühzeitig eingedeckte fragile Reste eine grössere Erhaltungschance besitzen, konnte auch in Gönnersdorf festgestellt werden.

Abschliessend wird unsere Aufmerksamkeit auf die Form und Konstruktion der Behausung gelenkt. Mit Fragen der auf-

gehenden Bauteile hat sich speziell D. Evers befasst und sowohl Schlagversuche an Bauhölzern unternommen als auch ein Modell der wohl zeltartigen Hütte entworfen. Schliesslich werden wir mit Parallelen spätjungpaläolithischen Wohnbaus Eurasiens bekanntgemacht und auf die Wahrscheinlichkeit hingewiesen, dass es sich in Gönnersdorf um stehengelassene, mehrfach benutzte Behausungen handeln könnte.

**Band 4:** Zeigt der Umschlag von Band 3 eine in Anlehnung an eine sibirische Jarangi rekonstruierte Hütte, so bringt Band 4 eine Kombination von Profil und Gesamtgrabungsfläche. Damit soll dem Leser die mindestens drei-, eigentlich vierdimensionale Problematik vor Augen geführt werden. Zu den «geowissenschaftlichen Untersuchungen» werden von K. Brunnacker in etwas ungewohnter Art nicht nur eigentliche geologische und meinetwegen mineralogische Untersuchungsmethoden geschlagen, sondern auch Fachgebiete wie Archäometrie, Botanik, Zoologie dazugezählt, also etwa <sup>14</sup>C-Methode, Paläomagnetik, Pollenanalyse, Malakologie, Holzanalyse, Grosstierfauna und mit beinahe der Hälfte des Gesamtumfangs auch die Dissertation (?) von F. Malec über die Kleinsäugerfauna integriert.

Wenn auch meist in etwas lockerer Verbindung stehend, muss es uns Achtung abnötigen, dass in relativ kurzer Zeit die Beiträge von 16 Bearbeitern unter einen Deckel gebracht werden konnten.

Band 4 lässt sich im wesentlichen in drei umfangmässig allerdings ungleichgewichtige Hauptkapitel einteilen. Neben einem geologischen Überblick über das Neuwieder Becken stehen die Chronostratigraphie der Magdalénienstation sowie die Umweltverhältnisse, letztere mit beinahe 180 der rund 260 Seiten umfassenden Publikation, im Mittelpunkt des Interesses. Natürlich kann bei der Fülle der angebotenen Beiträge der Leser nicht von allen Teilen gleich gefesselt sein. So strahlt etwa für mich der 70 Seiten starke Katalog der Gönnersdorfer Kleintierreste ungefähr die knisternde Spannung eines Emissionsprospekts einer ehrwürdigen Schweizer Bank aus. Ob er wohl deshalb im Inhaltsverzeichnis verschwiegen wird? Dennoch, die ökologische und chronologische Bedeutung der Kleinsäuger ist für die Archäologie nicht hoch genug einzuschätzen.

Einen topographisch-geologischen Überblick erhält man vom verantwortlichen Redaktor des Bandes K. Brunnacker. Die bevorzugte klimatische Lage an einem Südhang des Neuwieder Beckens lässt auf eine optimale Wahl der Siedlung auch im Spätglazial schliessen.

Dank der hydrographischen und der geomorphologischen Situation (Abb. 1 und 2) und dem ökologischen Rekonstruktionsversuch von D. Evers (Taf. 3) gelingt es auch dem ortsfremden Leser, sich eine gewisse räumliche Vorstellung zu verschaffen. Neben K. Brunnacker zu Profilaufbau und <sup>14</sup>C-Datierung melden sich A. Koci (Paläomagnetik), A. Leroi-Gourhan (Pollenanalyse) und J. J. Puisségur (Malakologie) zur Stratigraphie im Siedlungsbereich zu Wort. Die Ergebnisse von Stratigraphie und Chronologie werden mit der wichtigen Abb. 18 anschaulich dargestellt.

Neben der positiven Seite der unglaublichen Informationsfülle muss leider auch die ungenügende Koordination der Daten oder das Fehlen einer Gesamtschau, sieht man von eben erwähnter Abb. 18 und der sehr nützlichen Zusammenfassung am Schluss des Bandes ab, hingewiesen werden, ohne allerdings Lust zu verspüren, auf die zahlreichen Verwechslungen, Widersprüche, Wiederholungen oder Unterlassungen näher einzutreten.

Recht originell finden sich fünf Abbildungen (6, 12, 14, 21, 26) von M. Razi Rad der Schwermineralanteile in den Sedi-

mentprofilen über die Publikation hinweg verstreut, welche die ohnehin schon sehr enge Beziehung zum Hauptkapitel Umweltverhältnisse noch enger gestalten. Hier kommen weitere Geowissenschaftler, nämlich G. Bosinski, K. und M. Brunacker, E. Franken, erneut A. Leroi-Gourhan, F. Malec, H. Meyer, F. Poplin, M. Razi Rad, F. H. Schweingruber, F. Strauch, M. L. Tembrock, B. Urban und S. Veil zu den Abschnitten Morphologie, Pedologie, Flora, Mollusken, Grosstier- und Kleinsäugerfauna sowie der Werkstoffbeschaffung ungleich lang zwischen 9 Zeilen (M. Razi Rad) und 222 Seiten (F. Malec) zu Worte. Wenig bekannt dürfte die Untersuchung von Bodenproben auf eingelagerte Kieskörper, sog. Opalphytolithe, von Gramineen und Cyperaceen sein. Mit dieser auf S. 80f. näher beschriebenen Methode können Oberflächenhorizonte von Böden erfasst werden.

16 Seiten sind den holzanalytischen Untersuchungen durch F. Schweingruber vorbehalten. Neben Holzkohle von Kiefer, Weide und Wachholder wurde der Bedarf an Brennstoff auch durch blättrige Braunkohle und lignifiziertes Holz, zusammen 67% (!), gedeckt. Dies lässt auf eine Steppenlandschaft mit geringem Holzbestand schliessen.

Dieses Ergebnis wird durch die Molluskenuntersuchung von J. J. Puisségur S. 56ff. bestätigt. Im Gegensatz zur sehr kalten Grosstierfauna der Grabung von 1968 (Bd. 2, F. Poplin) tauchen im Gesamtmaterial mit Gemse und Elch Tiere auf, die ein weniger rauhes Klima repräsentieren.

Auch die Tierdarstellungen der Gönnersdorfer Gravierungen lassen eine ökologische Aussage zu. Neben Tieren des Flusses, unter ihnen sogar einmal der Seehund, sind Tiere des Waldes mit Hirsch, Ur und Bär vertreten. Schliesslich ist die Steppenlandschaft ebenfalls gut belegt, etwa durch Pferd, Mammut, Nashorn und Wisent.

Von Seite 105 bis 227 folgt die umfangreiche Arbeit von F. Malec über die Kleinsäugerfauna. Aufschlussreiche Verbreitungskarten, das flächenartige Vorkommen der Kleinsäuger in Gönnersdorf und viele Schmelzschlingenmuster der zur Bestimmung massgeblichen Molaren sind abgebildet. Von den 17 nachgewiesenen Kleinsäufern sind 8 nur fossil aus Mitteleuropa bekannt. Leider ist eine eigentliche stratigraphische Abfolge nicht zu erkennen. Die Kleinsäuger haben sich frühestens gleichzeitig mit den Menschen angesiedelt und sozusagen von der Infrastruktur, das heisst den zahlreichen Plattenlagen, Gebrauch gemacht.

Ganz zum Schluss von Band 4 wird es dem eigentlichen Geowissenschaftler bei der Darstellung der Roh- und Werkstoffbeschaffung dann doch noch etwas wärmer ums Herz. Neben den bereits erwähnten und lokalisierten Gesteinen wird auch häufig das Erz Hämatit, das eine blutrote Farbe liefert, vorgefunden. Das Material der Steinartefakte stammt aus nächster Nachbarschaft, aber auch bis aus 100 km Entfernung. Es sind dies Quarzite, unter anderem auch Süswasserquarzite, Kieselschiefer, Chalzedon, Feuerstein usw., schliesslich finden sich fossile und rezente marine Mollusken.

Der beste Einstieg in diese vielfältige Arbeit bietet sich über die Zusammenfassung auf S. 242ff., die auch auf englisch, französisch und russisch vorliegt.

Marcel Joos

J. G. Rozoy: *Les derniers chasseurs. L'Épipaléolithique en France et en Belgique*. Essai de synthèse. Bulletin de la société archéologique champenoise, numéro spécial-juin 1978. Compiègne 1978. 3 vol., 1500 pages, 300 planches, 325 figures, 38 cartes, 300 tableaux.

Avant d'entrer dans l'analyse succincte de cet ouvrage considérable, autant par le fond que par le volume, on doit rendre hommage au D<sup>r</sup> Rozoy d'avoir eu le courage d'entreprendre un travail aussi ambitieux en réalisant la synthèse des données innombrables accumulées pendant près d'un siècle sur le Mésolithique franco-belge, et ses marges.

A l'évidence même, un tel volume de matière, sujet de bien des thèses, ne peut être appréhendé puis exposé sans prêter à quelques critiques, lorsque chaque spécialiste dissèque le chapitre consacré à son propre domaine. Cela est inévitable, mais les arguments développés par l'auteur le sont toujours avec force et dans un souci très net de clarté et d'autocritique.

L'œuvre est guidée par un souci méthodologique qui tente de replacer l'homme dans son contexte à la fois culturel et naturel dans la période très complexe de l'extrême fin des temps glaciaires et du début de l'holocène, période considérée jusque là comme une transition entre le Paléolithique et le Néolithique. D'emblée, l'auteur délimite son sujet et donne le coup de grâce au terme de Mésolithique, pourtant bien implanté dans nos classifications. Les limites retenues sont paléthnographiques; le début de l'Épipaléolithique serait marqué par l'introduction massive des armatures microlithiques autres que les lamelles à dos du Magdalénien, sa fin coïnciderait avec l'apparition de l'agriculture et de l'élevage. L'économie de cette période correspondant encore à celle de la période paléolithique, l'auteur rejette le terme de Mésolithique car il n'observe aucune transition avec les époques précédentes. Nous ne discuterons pas cette terminologie, bien qu'on observe une évolution plus rapide à cette époque, qu'au Paléolithique qui précède, tandis que la néolithisation apparaît comme une révolution après plus d'un million d'années d'une économie de chasse et de cueillette. Nous ferons cependant remarquer que la fin des temps glaciaires en Europe s'accompagne d'une première modification profonde des outillages en même temps que des faunes et des flores, en moyenne à peu près à l'Alleröd. C'est le phénomène que nous appelons «l'azilianisation» dans la province classique de l'Aquitaine. En partie au moins ce phénomène correspond à l'abandon de l'économie de chasse basée sur le renne qui disparaît de cette région. Personnellement, nous appelons ces cultures (Azilien, Laborien, etc.), l'Épipaléolithique. Il nous apparaît très clairement que l'on peut associer sous ce terme les industries postérieures, jusqu'au Néolithique, c'est-à-dire l'ancien Mésolithique, mais il convient de préciser la définition de la limite inférieure de l'Épipaléolithique.

La première partie du corps proprement dit de l'ouvrage, est consacrée aux méthodes. Un excellent historique de la question permet à l'auteur d'exposer une brève analyse critique des idées sur le Mésolithique depuis un siècle et, à partir de ce bilan, de forger sa propre façon d'appréhender le problème. Puis vient un exposé très complet sur la méthode typologique. Ce chapitre nous semble d'un grand intérêt général et donne une bonne synthèse de l'état de la question entre typologie analytique et synthétique. L'idée de «fossile directeur» est définitivement exécutée pour notre plus grande satisfaction. L'auteur rend hommage à la méthode statistique de François Bordes qu'il adopte et adapte à la typologie de l'Épipaléolithique, ce qui montre une fois de plus l'universalité, la souplesse et la simplicité d'emploi de cette méthode qui, nous n'hésitons pas à le dire, a transformé les études des industries lithiques en préhistoire. Par oppo-

sition, le chapitre suivant, consacré à la stratigraphie et à la datation, nous semble pour nous, géologue, sédimentologue et géochimiste, beaucoup trop succinct. Il est en effet tout à fait vain de raisonner, comparer et étudier un matériel qui n'est pas recueilli dans un contexte géo-chronologique rigoureux et une analyse critique des données des sciences géologiques et des méthodes de datation auraient été la bienvenue, mais nous concevons qu'on ne peut embrasser toutes les spécialités. C'est à ce sujet que l'on pourrait faire remarquer combien cette œuvre considérable apparaît celle d'un homme relativement seul en face de son sujet et combien il aurait été souhaitable qu'il recueillît auprès de ses confrères spécialistes un accueil plus spontané. Ce travail aurait gagné à être une recherche multidisciplinaire regroupant toute une équipe. Les événements ont conduit J. G. Rozoy à agir autrement et nous ne saurions lui en tenir rigueur.

Vient ensuite en bref exposé sur la méthode ethnographique, dans lequel est précisé le concept de «culture» préhistorique, qui doit traduire l'existence d'un groupe humain défini et cohérent. Se pose alors le problème de l'échantillon prélevé par l'archéologue et de sa signification probable dans la définition et la caractérisation d'une culture.

Les secondes et troisièmes parties constituent la matière même de l'ouvrage, il s'agit d'une suite de monographies où sont analysés plus d'une centaine de gisements. L'auteur propose tout d'abord un fil directeur solide à partir de quatre séquences chronologiques de base qui constituent son système de référence. Les sites sont étudiés selon un ordre précis, toujours de la même façon, ce qui rend la lecture aisée et permet d'utiliser l'ouvrage à la manière d'un répertoire, dans lequel on trouve immédiatement les renseignements demandés sur telle ou telle industrie.

Successivement sont traitées les régions belgo-néerlandaise (Tjongerien, Ahrensbourgien, Limbourgien); La vallée de la Birse (avec la séquence évolutive Brüggli, Neumühle, Mannfelsen I, Birmattien); la Basse-Provence (où se développent des cultures très originales, le Romanellien aussi dénommé Valorguien, puis le Montadien et le Castelnoyen); enfin le Sud-Ouest de la France, en particulier le Périgord où l'auteur montre une transition locale du Paléolithique à l'Épipaléolithique dans le gisement de La Borie del Rey, puis une évolution du Sauveterrien dans la région classique où il avait été défini par L. Coulonges. Il se trouve que nous avons personnellement travaillé sur ces problèmes à partir de 1970, mais J. G. Rozoy n'a, semble-t-il, pas eu accès à tous nos travaux, sans doute en raison des délais de publication et de la propre rédaction des chapitres de sa thèse. On ne peut le lui reprocher, mais il en résulte un manque de mise à jour des données pour le site de La Borie del Rey dont nous avons analysé les industries et la géologie. D'autre part, nous avons proposé en 1973 lors de l'étude du gisement du Martinet à Sauveterre la Lémance un schéma complet de l'évolution géochronologique et paléoclimatique du Dryas II à l'Holocène, schéma que nous avons pu confirmer par la suite lors de l'étude de gisements voisins. Il est vrai que nos arguments ont été publiés dans des revues géologiques spécialisées et que l'on ne peut tout lire. Nous avons pu également montrer l'existence d'au moins deux courants culturels à la fin du Magdalénien, une lignée utilisant déjà des microlithes géométriques, l'autre pas, ou très rarement.

Après avoir ainsi défini les grands types culturels, l'auteur analyse région par région tous les gisements qui ont fourni des séries suffisantes pour une analyse correcte. Cette troisième partie regroupe une iconographie considérable et constitue un outil de travail remarquable dont aucun chercheur œuvrant dans ce domaine ne saurait se passer. Au total plus de 6500 ob-

jets sont figurés, tous en grandeur naturelle. Une des originalités de la présentation réside dans le fait que les silex sont représentés proportionnellement à la fréquence des types dans la couche, ce qui donne une image plus réelle de la distribution des outils, et donc un peu inhabituelle. On appréciera particulièrement l'analyse typologique classique, adaptée par l'auteur à l'Épipaléolithique, et complétée par des centaines de graphiques cumulatifs, circulaires, en histogrammes, etc., qui permettent de reconnaître de nouveaux groupes culturels que l'auteur se plaît à dénommer Ardennien, Limbourgien, Tévécien, Retzien, etc. Il y a peut-être là quelque inflation de termes, mais c'est un travail de pionnier dans la jungle ou le marécage de l'Épipaléolithique-Mésolithique européen et seul l'avenir permettra de juger de l'opportunité de conserver ces dénominations. Les hypothèses sont toujours clairement exposées et discutées, et les arguments solides.

Enfin derrière le silex, l'homme n'est jamais absent, et le chasseur épipaléolithique dans son milieu et sa vie quotidienne est le vrai but de toutes ces analyses. Nous avons ici un essai très louable d'associer les méthodes françaises dites classiques, et ce que certains de nos collègues d'outre Atlantique nomment la «New Archaeology», qui n'est d'ailleurs absolument pas nouvelle en Europe, où nous avons pensé qu'il était prioritaire de posséder une bonne chronostratigraphie avant de déduire des interprétations économiques ou sociologiques qui, sans une chronologie correcte, ne seraient de toute façon qu'élucubrations sans fondement. Aujourd'hui le moment est venu de commencer la synthèse de ces deux points de vue et c'est ce que tente déjà le J. G. Rozoy dans son ouvrage.

La quatrième partie, dénommée «essai de synthèse» est essentiellement consacrée aux comparaisons ethnographiques et à leur interprétation, elle constitue en fait plus du quart de l'ouvrage et présente à proprement parler les thèses de l'auteur, dont beaucoup sont d'une extrême originalité et peuvent soulever bien des observations. C'est d'ailleurs le but avoué de l'auteur que de susciter d'enrichissantes discussions.

Résumant l'ensemble des documents sous la forme de comparaisons interrégionales, l'auteur propose une classification des périodes en *stades* et en *cultures* bien individualisées. Pour la commodité de l'étude, cinq phases plus ou moins synchrones de région à région sont proposées:

– Jusqu'au 9<sup>e</sup> millénaire, *le stade très ancien* est encore proche du Paléolithique et présente une grande variété; les armatures géométriques sont absentes ou rares; l'Ahrensbourgien apparaît comme une culture déjà très évoluée et très microlithisée.

– Au 8<sup>e</sup> millénaire, *le stade ancien* montre une nette rupture avec le Paléolithique en ce qui concerne le style de débitage. Les armatures faites par troncature sur lamelles se généralisent et la diversification se poursuit. Les sites de plein air dominent largement.

– Au 7<sup>e</sup> et au début du 6<sup>e</sup> millénaires, *le stade moyen* se distingue du précédent par une inflation démesurée des armatures qui atteignent jusqu'à 70% des outils. Du Nord au Sud, une vingtaine de groupes culturels sont individualisés (groupe de Gand, Limbourgien, Ardennien, Tardenoisien, Birmattien, groupe d'Ogens, Beaugencien, Sauveterrien, Arudien, Groupe des Causses, Montclusien, Montadien, etc.). La moitié de ces groupes ont été identifiés et dénommés par l'auteur.

– Vers 5900 av. J. C., avant le changement climatique de la période Atlantique, commence *le stade récent*. Il présente une grande variabilité typologique, mais parmi les outils communs on assiste au développement des lames et lamelles Montbani.

– Enfin *le stade final* couvre la seconde moitié du 5<sup>e</sup> millénaire et voit la diminution régulière des armatures et l'apparition de nouveaux types telles les flèches tranchantes de Montclus dans

le Midi de la France. Ce stade final n'existerait pas sur la côte méditerranéenne occupée par le Cardial.

Le chapitre suivant, de plus de 100 pages, est un essai très réussi d'une reconstitution systématique de la vie quotidienne, matérielle, mais aussi sociale et psychique de ces groupes de chasseurs. Pour cette reconstruction ethnographique, l'auteur utilise tous les documents à sa disposition, en provenance de toute l'Europe et plus particulièrement des pays nordiques. Les documents sont de très inégale valeur, mais l'auteur a eu le mérite et le courage (en s'exposant à la critique) de tenter cette reconstitution dans un style clair et vivant qui anime devant nous ces hordes de derniers chasseurs. Même si l'on ne suit pas toujours l'auteur dans toutes ses déductions, nous devons reconnaître qu'elles présentent toujours une base objective et scientifique.

A partir des grandes classes typologiques d'outils, l'auteur envisage la fonction de ces objets. On sait combien la notion de typologie fonctionnelle a suscité de discussions depuis une vingtaine d'années et combien il est difficile de trancher en l'absence d'analyse tracéologique selon les dernières méthodes de microscopie mise au point par les quelques rares spécialistes qui ont expérimenté ces méthodes. Il est donc encore un peu trop tôt pour discuter les attributions fonctionnelles proposées, mais on peut penser que nous serons en mesure de trancher dans un avenir très proche. Une partie importante de ce chapitre est consacrée à l'arc et à la flèche, qui, pour l'auteur conditionnent les caractères propres à l'Épipaléolithique. Pour lui, les armatures microlithiques témoignent de l'emploi généralisé de l'arc. L'invention de l'arc aurait mis fin au Paléolithique supérieur en provoquant des changements sociaux de grande ampleur. C'est peut-être aller un peu loin, et les causes de la mutation à la fin du Magdalénien sont certainement beaucoup plus complexes et variées. Le changement des paysages, de la faune et de la flore, ainsi que les profondes modifications climatiques ont dû également jouer un certain rôle.

L'alimentation de ces peuplades est ensuite discutée. Beaucoup d'idées reçues sont battues en brèche; ainsi le gros gibier, comme au Paléolithique, constitue l'essentiel de la nourriture, tandis que coquillages et escargots ne sont qu'un appoint. L'auteur tente alors un calcul sur la densité et les effectifs de la population au Boréal et à l'Atlantique et propose le chiffre de 50 000 habitants pour la France. Ce chiffre est peut-être proche de la vérité mais il nous semble entaché d'une très grande incertitude.

Sur la question du chien, il semble que sa domestication n'ait pas encore eu lieu, même si sa présence est attestée. Ce point ne nous semble pas totalement élucidé. Par contre, il est manifeste qu'en France on ne note ni élevage, ni défrichements, ni récoltes à l'Épipaléolithique.

L'étude de l'habitat montre une très grande diversité dans le choix des sites mais une faible structuration de l'habitation proprement dite.

Enfin la sociologie, les sépultures, l'art et l'idéologie font l'objet des derniers essais de cette vaste reconstitution paléolithographique. L'auteur propose des extrapolations hardies, présentées à juste titre comme des hypothèses de travail. Par exemple, la disparition de l'art animalier est considérée comme un progrès par un passage généralisé à l'abstraction. L'art magdalénien est désigné comme «une forme inférieure, encore concrète, de la pensée abstraite». En tant que paléolithicien et admirateur de l'art pariétal animalier, nous ne souscrivons pas du tout à cette thèse, mais c'est là une position personnelle et l'idée de J. G. Rozoy mérite réflexion.

Enfin pour clore cet immense travail, l'auteur nous décrit la vie des «libres et insouciantes familles d'archers». Cette façon

d'exposer les conclusions d'un travail scientifique des plus sérieux, extrêmement documenté, et soigneusement discuté surprendra bien des préhistoriens européens peu habitués à de telles déductions. Les derniers chasseurs sont décrits comme des individualistes dans une société libre et fraternelle basée sur le noyau familial. En somme il nous a semblé à la lecture de cet ouvrage que J. G. Rozoy a tellement travaillé sur son sujet qu'il a fini par entrer dans la peau d'un de ces derniers chasseurs et découvre pour nous un nouveau paradis terrestre. Il nous semble, au-delà de l'ironie qui s'est manifestée chez certains de nos confrères à la lecture de ces dernières lignes, que personne n'est mieux placé que le Dr Rozoy pour en parler et qu'il a bien fait de nous donner son jugement.

Le texte est complété par une très importante bibliographie de plus de 2000 titres qui, à elle seule, constitue un outil de travail précieux.

Devant un travail aussi considérable, on ne peut proposer qu'un bien pâle résumé. Il est certain que plus l'on écrit, plus l'on s'expose à la critique et ceux qui ne publient que de petites notes s'y exposent peu, mais on doit reconnaître que cette œuvre «les derniers chasseurs» représente une monumentale synthèse sur un sujet difficile et constituera un ouvrage de référence indispensable à tous les préhistoriens. En France, ce travail se place parmi les plus importants de ces dix dernières années.

Jean-Marie Le Tensorer

*Jörg Schibler: Typologische Untersuchungen der cortaillo-zeitlichen Knochenartefakte. Die neolithischen Ufersiedlungen von Twann 17. Staatl. Lehrmittelverlag, Bern 1981. 135 Seiten, 54 Abbildungen, 61 Tabellen, 51 Tafeln.*

Die zahlreichen Knochenartefakte, die schon immer in den Seeufersiedlungen gefunden worden sind, waren bisher nie typologisch durchgearbeitet worden. Das neue, durch die umfangreichen, sorgfältigen Grabungen in Twann gewonnene Material aus den gegliederten Schichten der Cortaillo-Kultur bot mit den über 7000 Knochenartefakten eine vorzügliche Gelegenheit, eine Typologie dieser Geräte zu erstellen.

Nachdem der Verfasser schon in «Twann 8» das Material nach der osteologischen Zuweisung geordnet und daraus zusammen mit formalen Kriterien eine Typenliste aufgestellt hatte, liefert er in dem vorliegenden Werk die Feinanalyse der Typen, ihre kulturelle Zuordnung, die Deutung ihrer Verwendungsweise sowie den chronologischen Bezug.

Einer kurzen Darstellung der Fundverhältnisse und des methodischen Vorgehens folgt eine bis in Einzelheiten gehende Analyse der verschiedenen Typen, wobei auch neue Formen entdeckt werden. Klare Abbildungen, Tabellen und Diagramme erleichtern das Verständnis. Auf 48 Tafeln am Schluss des Werkes werden die Objekte mit sauberen Zeichnungen vorgelegt. Signaturen für Besonderheiten wie Spongiosa, Polituren, Teerreste usw. ergänzen die Arbeitsstriemen. Eine überraschende Menge verschiedener Artefakte und Schmuckobjekte hat sich daraus ergeben. Auf S. 70 wird die vollständige Typenliste, geordnet nach Nummern und Typenbezeichnungen gegeben mit dem Verweis auf die Abbildung auf der Typentafel (Taf. 49–51) und der Seitenzahl der Definition.

In der stratigrafischen Auswertung prüft der Verfasser zunächst die Häufigkeit der einzelnen Typen in den verschiedenen Ensembles, was zu einer Straffung führt, die deutliche Aussagen aufgrund einzelner Knochenartefakte ermöglicht.

Im dritten Teil vergleicht der Verfasser seine Ergebnisse mit denen anderer Fundstellen, wobei Arene Candide (Ligurien) als einzige aber gut stratifizierte ausländische Lokalität wegen der Metapodienanhänger einbezogen wird. Für die schweizerischen Fundstellen werden so weit wie möglich Typeninventare erstellt und auch numerisch erfasst. Daraus ergeben sich einige chronologische und kulturelle Unterschiede zwischen den westschweizerischen und den ostschweizerischen neolithischen Stationen. Doch scheint mir der Parallelisierungsversuch auf Abb. 54 noch verfrüht.

Der Zusammenfassung in deutsch und französisch folgen der Katalog zu den Abbildungen und für die Tafeln, eine Zahlentabelle und das Literaturverzeichnis. Den Abschluss bilden die 51 Tafeln.

Mit diesem Werk hat J. Schibler die Grundlage geschaffen für die künftige Bearbeitung der für die Deutung der Lebensweise in der Kulturreihe wichtigen Knochenartefakte.

*Elisabeth Schmid*

*H. T. Waterbolk und W. van Zeist (Hrsg.): Niederwil. Eine Siedlung der Pfyn-Kultur. Band 1: Die Grabungen. Band 2: Beilagen. Academica helvetica. Verlag Paul Haupt, Bern 1978. 187 Seiten, 142 Figuren, 61 Beilagen (Faltpfalten).*

Den Anlass der vorliegenden Publikation bildete die 1962 erfolgte Einladung von K. Keller-Tarnuzzer an das Biologisch-Archäologische Institut in Groningen, die seit 1862 bekannte Siedlung im Egelsee (Gem. Gachnang, Kt. Thurgau) auszugraben. Die Untersuchung dieser Station wurde notwendig, weil der Egelsee als Absatzbecken einer Zuckerfabrik benutzt werden sollte. In den vorliegenden zwei Bänden wird vor allem der Befund der 1962 und 1963 erfolgten Grabungen der zur Pfyn-Kultur gehörenden Siedlungen behandelt, wobei Band 1 den Text und Band 2 die Tafeln umfassen. Ein erster Teil betrifft jedoch die 1943 von K. Keller-Tarnuzzer durchgeführte Grabung in Pfyn-Breitenloo. Keller-Tarnuzzer's Tagebuchnotizen sowie Zeitungsartikel und einige kleinere Aufsätze werden zu diesem Zweck vollumfänglich abgedruckt. Keller-Tarnuzzer's Aussagen können jedoch gerade auch durch die Grabungen im Egelsee etwas relativiert werden; so rechnen H. T. Waterbolk und W. van Zeist für Pfyn-Breitenloo mit zwei Reihen von Ost-West orientierten Häusern. Die Substruktion des ganzen Dorfes bildete ein weitmaschiges Gitter von dicken Stämmen, auf welchem ein Prügelrost ruhte, der den Hausboden, aus Brettern und Lehmauftrag bestehend, trug. Da zwei deutlich unterschiedliche Orientierungen von Häusern vorhanden sind, muss man eigentlich mit einem zweiphasigen Dorfplan rechnen. Im zweiten Teil der Publikation werden die Lage und die Sedimentationsgeschichte des Egelsees behandelt. In dieser klaren und knappen Darstellung gelingt es W. van Zeist, ein Schema der verschiedenen Auffüllphasen zu entwickeln. Der Egelsee wandelt sich im Laufe der Zeit von einer Mulde in einer Geschiebelehmdecke, welche durch Bändertone, Tongyttja und schliesslich durch Torf aufgefüllt wird, zu einem Moor. Nützliche C14-Daten konnten im Egelseebecken ermittelt werden; so liess sich der Übergang von graublauem Ton zu Tongyttja mit  $10\,830 \pm 150$  v. Chr. (kalibriert?) fixieren. Die an dieses Datum gekoppelte Schlussfolgerung, dass der Eisrückzug aus diesem Gebiet somit um 12 000–11 000 v. Chr. erfolgt sein sollte, trifft jedoch nicht mehr zu, können doch neueren Untersuchungen zufolge zu dieser Zeit nur noch rein inneralpine Endmoränen nachgewiesen werden (M. Maisch, Geogr. Helv. 2, 1982). Mit dem Gletscherrückzug aus unserem Untersuchungsgebiet ist bereits zwischen 20 000 und 16 000 v. Chr. zu rechnen.

Der dritte Teil behandelt die Befunde der Grabungskampagnen 1962 und 1963. Wichtige Resultate konnten betreffend der Hauskonstruktionen, insbesondere der Hausböden, ermittelt werden. Die früher von F. Keller und J. Messikomer als sogenannte «Packwerkbauten» bezeichneten Bodenkomplexe konnten als eine geordnete Abfolge von sich kreuzenden Rundhölzern, Brettern oder Prügeln sowie Lehmlagen erkannt werden. Ein Bodenkomplex setzt sich wie folgt zusammen:

von oben nach unten:

- Estrich aus mehr oder weniger kiesreichem Lehm, ca. 5 cm mächtig.
- dicke Lehmplatte für den Herd in der Hausmitte, oft mit Birkenrindenunterlage.
- Fussboden aus Eichenholzbrettern oder seltener aus dicht gelegtem Prügelrost.
- Herdunterlage aus kurzen Brettern in Längslage.
- 2 oder 4 Lagen von sich rechtwinklig kreuzenden Rundhölzern. Untere Lagen dicke, weit auseinander liegende Rundhölzer, obere Lage aus vielen dünnen Prügeln.

Wichtig ist auch die Beobachtung zweier, noch senkrecht auf einer Längskante liegender Spaltbretter an den Längsseiten eines Hauses, welche als Überreste der Hauswände gedeutet werden müssen. Die in grosser Zahl gefundenen, ehemals senkrechten Wandpfosten weisen keine Verbindung mit der Bodenkonstruktion auf, was zum Schluss führt, dass keine abgehobenen Bauten vorhanden sein konnten. Die Querwände zwischen den einzelnen Häusern waren nach den Aussagen der Autoren aneinandergelagert; die dazugehörigen Unterzugkomplexe sind jedoch deutlich voneinander getrennt, so dass man trotzdem nicht von eigentlichen Langhäusern sprechen darf. Es dürfte sich am ehesten um sehr nahe nebeneinanderstehende Einzelhäuser gehandelt haben.

Zwischen den Häuserreihen konnten eigentliche Gassen beobachtet werden, welche mit dichten Lagen von Zweigbündeln, Brettern oder Rundhölzern bedeckt waren.

Nach einer Analyse des Pfostenbestandes, bei welchem man vergeblich nach einem klaren, leicht lesbaren Pfahlplan mit eingetragener Holzartenbestimmung Ausschau hält, folgt eine Beschreibung der sekundären Verlagerungsprozesse in horizontaler und vertikaler Richtung. Entscheidende Veränderungen kamen durch die seit dem vorigen Jahrhundert erfolgte künstliche Entwässerung des Moores (Torfproduktion) zustande. Zusätzlich senkten sich die durch die verschiedenen Lehmlagen (Erneuerungen, Ausbesserungen) schwer gewordenen Bodenkomplexe, was ein «Auspressen» des zwischen den Häusern liegenden Sediments bewirkte. Dass dadurch ein Zusammenhängen der verschiedenen Stratigraphien der einzelnen Grabungsfelder äusserst schwierig und zum Teil sogar unmöglich wurde, ist begreiflich.

Aufgrund der verschiedenen Ausbauphasen des Dorfzauns und der Analyse der Hausbodenserien gelangen die Autoren zu einer Gliederung des Siedlungsablaufes in sechs Phasen (total 11 Stufen), wobei sich die Phasen nur durch den unterschiedlich starken Ausbau der Häuser und des Dorfzauns unterscheiden. Eine deutliche Veränderung im Dorfplan (deutlicher Orientierungswechsel) konnte nicht festgestellt werden. Die Spuren vier grossflächiger Brände konnten erkannt werden, jedoch wurde offenbar nie die ganze Siedlung durch eine Feuersbrunst vernichtet; somit muss für das Verlassen der Pfyn-Siedlung von Niederwil ein anderer Grund als eine Brandkatastrophe gesucht werden.

Abschliessend seien mir noch ein paar kritische Bemerkungen erlaubt. Als eher mühsam erweisen sich die über mehrere Seiten abgedruckten Tagebuchnotizen und bereits andernorts



publizierten Artikel von K. Keller-Tarnuzzer, F. Keller und J. Messikomer über Beobachtungen zu den Grabungsstellen von Gachnang-Niederwil und Pfyn-Breitenloo. Eine knappe Zusammenfassung der wichtigsten Aussagen dieser Autoren wäre für den Leser nützlicher gewesen. Als grosser Mangel erweist sich das Fehlen eines Legendenblattes, auf welchem die in den Beilagen benutzten Signaturen verzeichnet und erläutert wären; dies wäre für die Lesbarkeit der über 50 Beilagen unbedingt erforderlich. Keine Alternative dazu bildet das Kapitel «Erläuterungen zu den Plänen», in welchem die verschiedenen Signaturen der Beilagen in «Prosa» beschrieben werden. Kaum ein Leser kann sämtliche Erläuterungen im Gedächtnis behalten, was die Brauchbarkeit der Beilagen stark einschränkt. Zusätzlich fehlen auf den meisten Beilagen (Pläne zu Niederwil) aussagekräftige Titel, welche das Dargestellte kurz charakterisieren; Bezeichnungen wie zum Beispiel «Beilage 9: Plan 8<sup>1</sup>» sprechen nicht für sich.

Etwas schwierig zu «lesen» sind die verschiedenen Profildarstellungen auf den Beilagen, wurde doch offenbar viel zu wenig auf die laterale Ausdehnung und Kontinuität der verschiedenen Schichten geachtet.

Sehr lobenswert sind jedoch die jedem grösseren Kapitel vorangestellten Zusammenfassungen in Deutsch, Französisch und Englisch.

Insgesamt stellt die vorliegende Publikation eine wichtige Ergänzung innerhalb der Erforschung der schweizerischen Moorsiedlungen dar. Der interessierte Leser wartet jetzt natürlich gespannt auf die bereits seit längerer Zeit angekündigten Publikationen über das Fundmaterial der beiden Siedlungen Gachnang-Niederwil und Pfyn-Breitenloo.

Jörg Schibler

*A. Coffyn, J. Gomez et J.-P. Mohen: L'apogée du Bronze atlantique. Le dépôt de Vénat. L'âge du Bronze en France, 1. Picard, Paris 1981. 239 pages, VII-23 figures, 57 planches, 25 cartes.*

Découvert en 1893 et bientôt dispersé dans d'innombrables collections publiques et privées, connu seulement de façon très partielle par quelques fiches des Inventaria Archaeologica maintenant épuisées<sup>1</sup> et par une editio princeps introuvable, le dépôt de Vénat (Saint-Yrieix, Charente, France), témoin majeur de la fin du Bronze atlantique, appartenait à cette catégorie d'ensembles archéologiques d'importance primordiale, cités partout, mais au fond complètement méconnus. C'est dire la gratitude que nous devons à A. Coffyn, J. Gomez et J.-P. Mohen de combler cette lacune en nous offrant de Vénat une publication moderne et exhaustive.

Le texte se divise en 5 parties principales:

Introduction: présentation historique du dépôt de Vénat (16 p.). I: Analyse du dépôt de Vénat (16 p.). II: Un contexte européen (14 p.). III: Le groupe de Vénat (16 p.). Conclusion: La place du dépôt de Vénat dans l'étude de l'âge du Bronze final (6 p.). Une bibliographie (7 p.) de 208 titres précède ensuite les 57 planches et leurs légendes (114 p.) ainsi que 25 cartes de répartition (50 p.). Les trois quarts du livre sont donc consacrés à la documentation (173 p.), le texte n'en occupant qu'un quart (60 p.), abondamment et agréablement aéré d'une illustration comprenant 23 figures (photos d'objets, dessins, carte), 9 tableaux et 7 excellentes photographies noir-blanc pleine page dont 6 consacrées à l'illustration de dépôts apparentés à celui de Vénat.

*I. Analyse du dépôt de Vénat.* A l'exception d'une petite feuille d'or, d'un petit morceau de fer et du grand vase de terre cuite qui le contenait, le dépôt de Vénat comprend exclusivement du bronze: 2720 pièces dont 802 objets intacts, totalisant 75 kg. Seuls 50 objets n'ont pu être retrouvés et ne sont donc connus que par d'anciens documents. Pour notre part, nous avons dénombré sur les planches 2400 objets figurés auxquels s'ajoutent les 295 objets retrouvés mais non figurés, mentionnés p. 188. Nous arrivons donc à un total de 2695 objets, 2745 si l'on tient compte des 50 objets non retrouvés. Nous ne savons donc pas très bien à quoi correspond le chiffre de 2720 avancé par les auteurs.

Par ordre décroissant, la composition du dépôt se présente comme suit:

- 40,6% d'objets de parure et de toilette (bracelets, éléments de colliers, éléments de ceintures, épingles, rasoirs);
- 21,33% de pièces d'harnachement et d'équipement (anneaux divers, fragments de tôle de bronze, appliques, phalères);
- 13,79% d'armes (surtout des épées, pointes de lances, poignards à languette, couteaux);
- 13,2% de déchets de fonderie;
- 10,62% d'outils (surtout des haches, ciseaux, tranchets, racloirs, gouges);
- 0,44% de divers.

Cette statistique est naturellement un peu fallacieuse dans la mesure où les plus petits objets se voient attribuer la même importance que les plus gros. Il est donc important de noter que les grains d'enfilage (éléments de colliers) représentent plus du tiers de la parure, les petits anneaux plus du tiers du harnachement et de l'équipement. Une statistique fondée sur le poids des objets donnerait donc une autre image de la composition du dépôt.

Du chapitre «technologie des objets en bronze» (p. 24–31) nous retiendrons surtout les lignes consacrées aux 42 analyses récentes effectuées presque toutes par J. Bourhis à Rennes. Le graphique qui en est tiré (tableau 3, p. 27) montre des compositions assez homogènes, sauf pour le nickel et l'antimoine. Les auteurs entendent tirer de ces analyses des arguments en faveur de la fabrication locale des objets de typologie continentale qui apparaissent à Vénat hors de leur domaine d'extension habituel: «Il apparaît ainsi utile de distinguer typologie et technologie en ce qui concerne les objets dont les types semblent d'origine extérieure. En effet comme les épées du type d'Ewart Park–Challans et les haches à appendices latéraux, les bracelets du type de Saint-Genouph proches du type de Réallon, les bracelets à décor ocellé, les haches à ailerons subterminaux et anneau, l'épée à antennes, furent probablement fabriqués dans la région. Ceci est prouvé à la fois par l'abondance des objets bruts de fonte et en particulier les pièces défectueuses et par les résultats des analyses qui prouvent une identité générale des compositions» (p. 28–29). C'est possible. Il faut remarquer, cependant, que les types de bracelets les plus étrangers à la Charente, c'est-à-dire le type Vaudrevanges (pl. 31/1–15), le type Saint-Genouph-Réallon (pl. 30/19–20), les bracelets creux à oreillettes (pl. 36/16–19) et le bracelet ocellé (pl. 30/22) n'ont pas été analysés. Il est donc de toute façon trop tôt pour généraliser l'affirmation formulée par les auteurs à propos des analyses effectuées: «Il est important de constater que les objets de typologie continentale possèdent une composition analogue à celle constatée pour les pièces de typologie atlantique» (p. 28). D'autant plus que certains objets «continentaux» analysés semblent précisément s'écarter de la moyenne de Vénat. Nous pensons surtout aux bracelets creux incisés ou côtelés (pl. 32/13 et 18), à rapprocher de la forme 4 définie à Auvernier<sup>2</sup> et des types Homburg et Balingen de I. Richter<sup>3</sup>. Ces 2 pièces se caracté-

risent en effet par des teneurs très au-dessus de la moyenne en arsenic, antimoine, argent et nickel: As 0.40/0.60, Sb 0.60/0.80, Ag 0.10/0.20, Ni 0.20/0.10, le premier chiffre se rapportant à 32/13, le second à 32/18. Ces valeurs sont très comparables, en revanche, à celles constatées à Auvernier<sup>4</sup>: As 0.45, Sb 0.58, Ag 0.18, Ni 0.31. Quant à l'étain, on remarquera que 3 des 4 bracelets en contenant moins de 10% sont de typologie continentale (pl. 33/3 ainsi que les 2 bracelets cités ci-dessus). Quand les auteurs déclarent que «les objets de toilette et de parure montrent des compositions très variées dont il n'est pas possible de tirer des conclusions» (p. 27), nous pensons donc qu'ils ont raison. Si cette variété, cependant, faute de matériaux en suffisance, n'autorise encore aucune conclusion, elle devrait, en revanche, faire dresser l'oreille à nos auteurs et leur suggérer que le dépôt réunit certainement des objets fabriqués selon des recettes différentes et à partir de matériaux de base différents. Il n'est en tout cas aucunement prouvé que tous les objets d'apparence étrangère sont des copies de fabrication charentaise. Il nous paraît, par exemple, difficile d'admettre que les bracelets type Vaudrevanges, le bracelet ocellé, les bracelets creux à oreillettes et les bracelets creux cannelés, tous en morceaux, ne sont pas des objets récupérés en dehors de l'aire d'extension du groupe de Vénat. Une chose est certaine: c'est que les analyses, certes très utiles, sont bien trop peu nombreuses (1,5% seulement du dépôt) pour étayer solidement les idées du typologiste concernant la provenance des objets. Notons pour finir une erreur dans le tableau 2B de la p. 26: les renvois aux planches pour les objets 23 et 24 sont croisés. Dès lors, à quel objet se rapporte l'analyse?

*II. Un contexte européen.* Ce chapitre, dont la lecture serait facilitée par des renvois systématiques aux planches, a surtout pour but de mettre en évidence les différents courants culturels dont relève le dépôt de Vénat. La composante *atlantique* est naturellement la plus importante. 1441 pièces s'y rattachent, soit le 69,98% des objets déterminés (2059 sur 2720). Il s'agit surtout des épées en langue de carpe, des pointes de lances de type Vénat, des poignards à languette et à douille, des bracelets pleins à extrémités cannelées, enroulées ou à oeillets, des bracelets en fil de bronze torsadé, des bracelets à oreillettes, des appliques à dents de loup, etc. Les types atlantiques sont originaires, selon les cas, des Îles britanniques, de la Bretagne, de la Belgique, de la France du nord et même de la péninsule ibérique. Quant à savoir si «les gouges et les ciseaux à douille se rencontrent surtout dans les zones atlantiques» (p. 33), nous en doutons un peu. Ces 2 types d'outils appartiennent en tout cas à l'inventaire de base des palafittes de Suisse occidentale<sup>5</sup>.

Le troisième tiers du matériel identifiable correspond aux objets de typologie *continentale*. «C'est de l'Est et en particulier de la zone palafittique que proviennent les éléments déterminants» (p. 33). Les affinités continentales représentent 31,02% du dépôt, soit 618 pièces, appartenant aussi bien à des formes très largement répandues en Europe qu'à des types extrêmement particuliers. Aux premières correspondent surtout les haches à ailerons et anneau, dont on compte au moins 26 exemplaires, et les faucilles à languette, outil le plus fréquent dans les palafittes et dans bon nombre de dépôts de l'est de la France et du sud-ouest de l'Allemagne, mais dont la rareté à Vénat (1 ex. complet et 2 fragments) est le reflet d'un phénomène général à l'ouest de la France. A la deuxième catégorie correspondent surtout des pièces de parure et en premier lieu des bracelets: le bracelet ocellé (pl. 30/22), indissociable d'un bracelet dragué dans le Rhin à Mayence<sup>6</sup>, les bracelets type Saint-Genouph, Vaudrevanges et Balingen. D'autres éléments continentaux, pas toujours palafittiques, sont constitués par les pha-

lères, les tubuccins, les éléments de ceintures, les agrafes et les pendeloques.

Les auteurs signalent finalement quelques «*apports méridionaux*» (fibules type Cassibile, haches à appendices latéraux), beaucoup plus discrets, cependant, que les objets de typologie continentale. Arithmétiquement, ils sont en effet difficiles à insérer dans la statistique, puisque les objets atlantiques et continentaux représentent déjà 101% (69,98 + 31,02) des objets identifiables!

A l'aide d'une série de tableaux, Vénat est ensuite comparé, dans sa composition, avec les dépôts de Larnaud (Jura), Petit-Villatte (Cher), Nantes/Prairie de Mauves (Loire-Atlantique), Challans (Vendée), Notre-Dame-d'Or (Vienne), Carcassonne (Aude), Huelva (Espagne) et Monte Sa-Idda (Sardaigne). On peut regretter que ce chapitre, qui porte sans doute un titre trop prometteur («Comparaisons avec les grands dépôts français et étrangers» p. 36), ne fasse mention ni des grands dépôts contemporains du sud-ouest de l'Allemagne ni des ouvrages qui leur ont été récemment consacrés<sup>7</sup>. Toujours est-il que si les dépôts de Monte Sa-Idda, Carcassonne et Huelva forment un groupe hétérogène et tout à fait à part, des parentés évidentes lient entre eux certains des dépôts français pris en considération. D'après les graphiques du tableau 6 (p. 39), fondés sur une liste typologique restreinte, on constate en effet une forte ressemblance entre Challans et Notre-Dame-d'Or d'une part (beaucoup d'armes, peu de parures), entre Petit-Villatte et Vénat d'autre part (parures, armes, outils en quantité décroissante), Nantes se rangeant plutôt avec ces derniers. Larnaud, probablement pour des raisons chronologiques (il est d'un cran plus ancien), se distingue légèrement de Vénat et de Petit-Villatte (armes moins nombreuses que les outils). Remarque très personnelle: les graphiques en toile d'araignée comme celui du tableau 7 (p. 39), d'un modèle déjà proposé par Mohen<sup>8</sup>, nous paraissent très indigestes et beaucoup plus difficilement déchiffrables que les simples histogrammes. La légende des tableaux 6 et 7 (p. 39) est d'autre part assez obscure. Les histogrammes du tableau 6 comprennent 4 colonnes A, B, C et D. Dans la légende, A correspond aux armes, B aux outils, C à la parure, D aux éléments de harnachement et de culte, mais il y a encore un E correspondant à la fonderie, qui n'est pris en considération que dans le graphique en toile d'araignée du tableau 7. On peut donc penser que les histogrammes du tableau 6 sont fondés sur la liste typologique restreinte, présentée sur la même page 39. Quatre catégories y sont énumérées, mais elles ne sont pas désignées par des lettres. Ce sont, dans l'ordre, les armes, les outils, les parures, les plaques à bélières. Le D du tableau 6, probable traduction graphique du tableau 8 (p. 40), semble donc correspondre aux plaques à bélières, la légende n'étant valable que pour le tableau 7.

La fin de la II<sup>e</sup> partie est consacrée à une comparaison de Vénat avec les dépôts de la vallée de la Loire, du Centre et du Centre-Ouest. Elle se termine par la liste des objets atlantiques rencontrés dans le groupe de Vénat (p. 44-45). Là encore, des renvois aux planches auraient grandement facilité la consultation de l'ouvrage.

D'une façon générale, la II<sup>e</sup> partie souffre d'un manque de précision dans les références bibliographiques, qui ne donnent qu'exceptionnellement la page ou la planche à laquelle renvoient les auteurs, et d'un certain flou dans les rapprochements typologiques. Il est abusif, par exemple, de considérer en bloc tous les bracelets palafittiques ocellés (p. 35), qui comprennent au moins 2 grandes familles (bracelets coulés et martelés) et de très nombreux sous-groupes<sup>9</sup>. Toujours à propos de ce type de bracelets: «les bracelets de Vénat et de Petit-Villatte se rapprochent davantage des parures de la Hesse (Vallée du Main) à

tamppons peu développés précédés parfois de cannelures, au profil peu incurvé et dont le décor comporte beaucoup moins de cercles oculés (Richter 1970)». En fait, le décor des fragments de Vénat n'est en rien comparable à celui du bracelet de Petit-Villatte mentionné par nous<sup>10</sup>. Celui-ci est identique à 100% à ceux de Hochstadt et Wiesbaden<sup>11</sup>. Le décor des fragments de Vénat, caractérisé par des panneaux à une seule ocelle, est du type que l'on rencontre à Rolampont, Reinheim et Mayence<sup>12</sup>. Où le lecteur trouvera-t-il, pour citer un autre exemple, la définition du bracelet type Saint-Genouph? Ils sont cités une première fois p. 29 et rapprochés du type de Réallon. Le même rapprochement est encore formulé p. 35, mais il n'est toujours pas explicite. P. 49, un paragraphe est à nouveau consacré à ce type de bracelets, mais on nous dit cette fois que «les plus beaux exemplaires se trouvent dans le dépôt de Réallon»! Les auteurs cherchent à montrer l'existence d'un sous-type propre au Val de Loire et au Centre-Ouest, mais ce genre d'entreprise ne nous paraît réalisable que si la population totale du type était envisagée, ce qui est loin d'être le cas. Comment, d'autre part, comparer en bloc les décors de Réallon à ceux de Vénat, alors que chacun des dépôts contient des bracelets au décor différent? Après avoir été momentanément réunis, les types Saint-Genouph et Réallon sont finalement de nouveau séparés dans la carte 13 (p. 214–215) mais en des termes encore différents puis qu'il est question cette fois de «bracelets type Réallon» et de «bracelets type Réallon-Saint-Genouph».

*III. Le groupe de Vénat:* Le but du chapitre est de montrer l'existence d'un «groupe de Vénat», notion déjà abordée par J. Gomez<sup>13</sup>. Les auteurs entendent appuyer leur démonstration «sur des raisons technologiques et culturelles» et commencent par dégager «l'originalité des bronzes du dépôt de Vénat» (p. 47–52), qui se manifeste d'une part par des objets caractéristiques, par des copies de modèles importés d'autre part. Les objets caractéristiques sont au nombre de 4:

- les épées du type de Vénat, variante des épées en langue de carpe (le texte mentionne 3 exemplaires, la planche 4 seulement 2);
- les «petits bracelets massifs incisés». Aucun renvoi à l'illustration n'est donné. D'après la description et la photo qui l'accompagne (p. 48, fig. 15), on comprend cependant qu'il s'agit des bracelets baptisés auparavant dans le texte «bracelets pleins à extrémités cannelées» (p. 33) ou «bracelets à extrémités cannelées du type de Vénat» (p. 45). Le dépôt en compte 176 exemplaires;
- les «bracelets en fil torsadé double», 32 exemplaires. Ce type de parure était auparavant considéré par J. Gomez comme «palafittique»<sup>14</sup>;
- les «plaques de bronze décorées avec ou sans bélière». Les 19 exemplaires portent tous 1 ou plusieurs bélières. «Sans bélière» doit donc se rapporter à d'autres objets que ceux de Vénat, mentionnés dans le texte, mais sans description.

Les cartes 1 (épées type Vénat), 10 (bracelets type Vénat), 16 (bracelets doubles en fil torsadé) et 19 (appliques dentelées à bélières) montrent que les bracelets et les appliques en question ont grosso modo la même répartition, limitée à l'Armorique, au nord, au centre et au centre-ouest de la France et débordant parfois sur les Îles britanniques, alors que l'épée type Vénat semble ne se rencontrer que dans la frange ouest de la France, avec des prolongements dans la péninsule ibérique. Aucune de ces 4 formes, en tout cas, n'a une répartition centrée sur la Charente. Vénat se trouve au contraire chaque fois à la limite méridionale de leur extension, sauf en ce qui concerne les épées. Il apparaît donc, sans que ce postulat soit nulle part explicitement formulé, que la Charente est considérée comme le

centre de production principal des formes en question, parce que celles-ci se rencontrent en grande quantité dans le dépôt de Vénat. Or il n'est en rien prouvé – et les cartes n'appuient pas cette hypothèse – que le ou les bronziers responsables de l'enfouissement du dépôt aient travaillé surtout dans la région des Charentes.

L'originalité des bronzes de Vénat est aussi marquée par «l'adoption, la copie et l'adaptation au goût local [...] d'objets de parure, d'outils et d'armes de types nouveaux» (p. 49). Ce sont les copies des modèles importés, qui comprennent:

- les bracelets type Saint-Genouph, déjà mentionnés ci-dessus;
- les épées type Ewart Park-Challans;
- les haches à ailerons subterminaux et anneau.

Reste à savoir si ces adaptations sont plus caractéristiques de la Charente que du Centre de la France, par exemple, et si elles contribuent vraiment à définir un «groupe» de Vénat, de l'existence duquel les auteurs n'arrivent pas à nous persuader vraiment. Sans doute parce qu'ils n'en proposent pas, dans ce chapitre, la définition précise que l'on était en droit d'attendre. L'extension géographique du groupe n'est, par exemple, nulle part discutée. Seule la carte de la page 53 nous renseigne sur ce point et nous incline à penser que la notion de groupe de Vénat repose en partie sur l'existence actuelle de frontières administratives. On constate, en effet, que «groupe de Vénat» est synonyme de «Bronze final des départements de Charente, Charente-Maritime, Gironde, Dordogne, Lot-et-Garonne» (c'est nous qui mettons entre guillemets), avec quelques petits prolongements dans le Gers et les Landes. On aimerait aussi en savoir plus sur l'extension dans le temps du groupe de Vénat. Est-il étroitement contemporain du dépôt de Vénat, ou existe-t-il dès les phases antérieures du Bronze final?

La seconde partie du chapitre donne un aperçu des «autres éléments culturels du groupe de Vénat» (p. 52–61): la poterie, les autres dépôts, les habitats, les rites funéraires et les pratiques religieuses. Ces lignes claires et bienvenues montrent que le dépôt de Vénat n'est pas isolé mais qu'il s'insère bien dans le contexte du Bronze final régional, où les influences continentales semblent beaucoup plus fortes dans la poterie que dans l'industrie du bronze. C'est en tout cas ce que suggère la fig. 22 de la p. 57. La jatte (22) et le petit pot (24), les deux à décor de cannelures, pourraient aussi bien provenir des palafittes de Suisse occidentale<sup>15</sup> que de la grotte du Queroy.

Mais, comme pour la métallurgie, on aimerait savoir dans quelle mesure le contexte décrit s'oppose à celui des régions voisines, dans quelle mesure il autorise la mise en évidence d'un groupe culturel bien défini, notion théorique que les auteurs auraient eu avantage à préciser brièvement en tête de chapitre. Les relations avec la zone palafittique décelables dans la poterie, par exemple, sont censées être une des originalités du Centre-Ouest. Mais la très grande extension géographique des formes en question ne montre-t-elle pas, au contraire, leur caractère peu original?

La définition du groupe de Vénat n'apparaît finalement que dans la conclusion de l'ouvrage, dans le chapitre intitulé «notion d'appartenance culturelle d'un dépôt du type de Vénat» (p. 65–66). Les auteurs y posent le problème de façon très claire: «Il est évident que le dépôt de Vénat forme une unité qui correspond à son état au moment de l'abandon à la fin du VIII<sup>e</sup> siècle ou au début du VII<sup>e</sup> siècle avant notre ère et que le rassemblement de ces objets hétéroclites a été voulu. Mais cette réunion est-elle un épiphénomène ou correspond-elle à une situation qui peut être dans une certaine mesure généralisée?» (p. 65). Le dépôt ayant été rassemblé au cours d'une période assez longue (2 à 3 siècles aux yeux des auteurs), l'argumentation est ainsi poursuivie: «On doit alors se demander si les person-

nes qui ont utilisé ces objets avant qu'ils ne soient stockés, habitaient ou pas la même région, en l'occurrence la région charentaise et s'ils appartenaient à une même zone culturelle malgré les affinités diverses qui sont décelées à la suite de l'étude morphologique des objets. Il est difficile de savoir si cette situation est le résultat de pérégrinations de bronziers ambulants plutôt qu'elle ne reflète les différentes influences culturelles directes ou indirectes qui s'exercent sur une région. Dans le cas de Vénat, l'homogénéité de la composition des bronzes du dépôt, la définition cohérente du groupe avec les objets qui lui sont propres et les affinités privilégiées dont on trouve les traces dans d'autres dépôts ou habitats du groupe nous incitent à préférer l'hypothèse d'une production locale à base de refontes successives» (p. 65–66). Quelques lignes plus loin, la conclusion suivante nous est proposée: «La conclusion de ce nouvel examen est que la notion d'unité culturelle doit être assouplie. Il apparaît qu'une synthèse locale d'influences diverses est très vraisemblable et qu'elle correspond à ce que nous avons appelé «groupe de Vénat» mais ce groupe est ouvert sur de multiples autres groupes» (p. 66). Peut-être. Les notions ambiguës et plutôt fumeuses d'«unité culturelle assouplie», d'«ouverture sur de multiples autres groupes», de «dynamisme local ouvert sur l'extérieur» nous semble traduire la difficulté qu'il y a de faire du dépôt de Vénat l'ensemble phare d'un groupe bien défini. Aussi serions nous personnellement d'avis que la réunion de ces 3000 objets à Vénat est bien un «épiphénomène» et que le dépôt aurait tout aussi bien pu être enfoui en dehors du groupe de Vénat, ailleurs dans la zone du Bronze atlantique, par exemple le long du cours inférieur de la Loire. Les cartes de répartition ne sauraient, en tout cas, contredire ce point de vue.

La *chronologie* du dépôt de Vénat fait l'objet du dernier chapitre de la III<sup>e</sup> partie. Si «la majorité des bronzes de Vénat appartiennent sans conteste au Bronze final III» (p. 61), il apparaît qu'une petite minorité d'objets sont soit plus anciens soit plus récents. C'est le cas, par exemple, des haches à douille ronde et constriction médiane, connues dès le Bronze final II, et des «bracelets massifs à bossettes» (probable synonyme de «bracelets côtelés», pl. 34/36–41), «assez fréquents dans les sépultures de la phase ancienne du Premier Age du Fer». Et la conclusion: «Ainsi, d'après l'analyse typologique du dépôt, les objets de Vénat peuvent être datés depuis le début du Bronze final III qui commence probablement vers 900 av. J.-C., jusqu'à la fin de cette période que l'on fait habituellement terminer au VIII<sup>e</sup> siècle. On peut même envisager, d'après les formes les plus tardives, que le dépôt ait été abandonné dans la première moitié du VII<sup>e</sup> siècle, soit que le groupe de Vénat ait duré alors que des régions voisines connaissaient déjà l'Age du Fer (Lot, Lot-et-Garonne) soit que l'abandon du dépôt soit le fait d'un métallurgiste qui vivait déjà dans un contexte de la civilisation du fer» (p. 61).

La *bibliographie* (p. 69–75) regroupe les titres appelés dans le texte et dans les légendes des cartes au moyen du nom de l'auteur et de l'année de parution. Avec ses 208 titres, elle constitue certainement une «Fundgrube» de premier choix pour les protohistoriens européens et particulièrement pour ceux qui auront à travailler sur le Bronze atlantique. Sa rédaction souffre malheureusement de plusieurs défauts: les abréviations qui, pour les mêmes revues et collections, ne sont pas utilisées systématiquement, ne sont nulle part décodées; aucune différence n'est faite entre les travaux d'un auteur parus la même année; l'éditeur n'est que très rarement indiqué, la collection encore plus rarement; les appels dans les légendes des cartes sont faits sans aucun souci d'unité. A propos: que l'on renonce une fois pour toutes à l'agaçant «op. cit.» qui n'a même pas l'avantage de la brièveté puisque les 4 chiffres du millésime prennent enco-

re moins de place. Mais en plus de ces défauts mineurs et formels, on doit aussi signaler des lacunes dans le fond de cette bibliographie. C'est ainsi que nous n'avons pas réussi à y trouver les 20 noms d'auteurs suivants, cités dans le texte avec leur millésime: George 1894, p. 12, 17 etc.; Zannoni 1888, p. 38; Piveteau 1966, p. 56; Torbrügge 1972, p. 64; Gaucher et Robert 1967, p. 64; de Vasconcellos 1919–20, p. 190, N° 15; Botella, à paraître, p. 190, N° 21; Thrane 1971, p. 192, N° 21; Burgess, Coombs, Davis 1972, p. 194, N° 1; Cuevillas 1969, p. 194, N° 16; Montelius 1895, p. 196, N° 25; Moore 1978, p. 198; Plessier 1912, p. 198, N° 6; Longley 1976, p. 204, N° 66; Gaucher (sans date), p. 208, N° 17; Kalb, à paraître, p. 222, N° 15; Armand Caillat 1950, p. 228, N° 11; Thirolle, Cala 1976, p. 228, N° 12; Roudil 1972, p. 228, N° 13; O'Connell, Needham 1977, p. 230, N° 28. Une série de 24 autres titres cités dans le texte sont d'auteurs figurant dans la bibliographie, mais les millésimes ne correspondent pas, qu'il s'agisse d'omissions pures et simples ou de coquilles dans le millésime: Roussot-Larroque 1970, p. 52; Gomez 1976, p. 54; Cordier 1969, p. 60; Fabre 1936, p. 190, N° 3; Guilaine 1965, p. 190, N° 11; Schauer 1971, p. 192, N° 18; Barbosa 1965, p. 194, N° 18; Monteagudo 1977, p. 196; Baudoin 1939, p. 196, N° 21; Verron 1976, p. 198, N° 12; Nouel 1967, p. 198, N° 10; Coutil 1907, p. 198, N° 29; Coutil 1908, p. 202, N° 77; Bocquet 1959, p. 204, N° 38; Mariën 1950, p. 204, N° 70; Hawkes 1940, p. 204, N° 68; Bouillet 1873, p. 208, N° 12; Dubus 1899, p. 216, N° 8; Thurlow-Leeds 1930, p. 220, N° 4; Evans 1882, p. 220, N° 8; Marsille 1937, p. 226, N° 3; Briard 1956, p. 230, N° 14; Abauzit 1962, p. 236, N° 12–13, 2 articles différents mentionnés mais un seul cité dans la bibliographie; Millotte, Riquet, 1969, p. 236, N° 19.

Les 57 *planches* et leurs légendes constituent naturellement la partie la plus précieuse de l'ouvrage. Les objets y sont dessinés au trait, à l'échelle 1:2, de façon complète et parfaitement claire. Notre œil d'horloger helvétique aurait été quelquefois plus flatté par une composition plus soignée des planches, parfois bourrées en extrêmes pour que tel type n'empiète pas sur la page suivante (pl. 33 par exemple), et par un alignement plus minutieux des objets et de leur numéro. Les légendes sont très commodément situées en regard des planches. Leur typographie, qui ne comprend pas moins de 6 sortes de chiffres et 5 sortes de lettres, gagnerait à être simplifiée. La consultation est d'autre part rendue difficile par le fait que les objets du même type ne sont pas toujours, et loin de là, numérotés à la suite. On peut regretter, enfin, que le poids des objets ne soit pas indiqué.

Les 25 *cartes de répartition* sont très proprement dessinées et de lecture facile. Certaines d'entre elles appellent quelques remarques ou précisions.

Carte 8, épingles à tête vasiforme. Malgré la mention faite des exemplaires conservés en musées, il aurait mieux valu dessiner une trame – et une trame compacte! – sur la zone des palafittes, où ces épingles se comptent par centaines si ce n'est par milliers. S'il fallait malgré tout citer les épingles publiées, on aurait pu le faire d'après les sources classiques et directes<sup>16</sup> et pas seulement d'après des publications françaises ne traitant du matériel palafittique que par accident. La remarque est aussi valable pour d'autres objets représentés dans les palafittes suisses (cartes 13 et 24). On est un peu surpris, d'autre part, de ne pas voir mentionnés les recueils d'épingles parus dans les Prähistorische Bronzefunde ni les lignes que Kimmig a consacrées à ce type particulier<sup>17</sup>. La carte reste donc lacunaire.

Carte 11, bracelets ocellés. 7 fragments à Ray-sur-Saône (1 fragment n'est pas illustré par Millotte), mais ne représentant que 5 bracelets au maximum<sup>18</sup>; 3 exemplaires à Rolampont et Rüdeshheim et non pas 2; les exemplaires de Brebach, Saalfeld et Neuville-sur-Essonne ne sont pas mentionnés. La carte

ajoute par contre 2 points à notre propre liste<sup>19</sup>: Notre-Dame-d'Or (Vienne) et Notre-Dame-de-Livoie (Manche).

Carte 12, bracelets type Saint-Omer-Lyzel. Fondamentalement, nous ne voyons comment mettre dans le même sac des bracelets aussi différents. Ceux de Lyzel<sup>20</sup> ont une section massive subcirculaire et sont décorés au trait. Ceux de Port-Arthur<sup>21</sup>, coulés sur un noyau d'argile, ont une section fermée mais creuse; ils n'ont pour tout décor que 2 côtes près des oreillettes. Quant aux exemplaires de Vénat, (pl. 31/16-19) 3 sont de section ouverte, 1 est massif, 2 sont entièrement non décorés, 2 ont des côtes en relief près des oreillettes. Baptiser «Saint-Omer-Lyzel» les bracelets de Port-Arthur et de Vénat est donc abusif. A cause de son fondement typologique décidément trop vague, la carte ne nous paraît donc pas avoir une grande signification. Signalons cependant qu'un fragment de type Port-Arthur figure dans les collections palafittiques de Corcelettes (inédit, Musée cantonal d'archéologie et d'histoire, Lausanne), et qu'un exemplaire très voisin (section, côtes en relief, oreillettes) mais décoré au trait provient du dépôt de Ockstadt (Hesse)<sup>22</sup>.

Carte 13, bracelets type Réallon-Saint-Genouph. Comme nous l'avons vu plus haut, la typologie de ces objets reste mal définie. Si les 3 exemplaires de l'Épine appartiennent bien à ce type, pourquoi, alors, n'en compter qu'un seul à Auvernier<sup>23</sup>, 6 en tout et pour tout dans les palafittes suisses et ne pas prendre en compte les exemplaires de Digne (Basses-Alpes) et de Saint-Aignan (Loir-et-Cher) (MAN Saint-Germain-en-Laye). Combien d'exemplaires à Réallon? Quatre, ou 6 comme nous le pensions? Il convient également d'ajouter 2 exemplaires provenant du lac de Chalain (Jura) conservés dans une collection privée (communication D. Vuailat). La carte ajoute 3 points à notre propre liste<sup>24</sup>: les dépôts de Manson (Puy-de-Dôme), Cubzac-les-Ponts (Gironde) et Graville (Seine-Maritime).

Carte 16, bracelets doubles en fil torsadé. Le type est aussi attesté dans les palafittes de Suisse occidentale<sup>25</sup> et en Allemagne<sup>26</sup>.

Carte 24, tintinabulum. Onnens est la seule station palafittique mentionnée, alors que cette forme est sans doute attestée dans chacune des grandes stations. Huit exemplaires au moins, circulaires ou en croissant de lune, à Auvernier<sup>27</sup>.

D'une façon générale, ces cartes souffrent d'un défaut qui en complique quelquefois la consultation. On y voit en effet mentionnés des types dont le nom n'apparaît pas dans le corps du texte. Comme les renvois aux planches, depuis les cartes, font presque entièrement défaut, le lecteur, qui n'est pas forcément un protohistorien chevronné, ne comprendra pas toujours immédiatement quelle forme est cartographiée. Où nous apprend-on, par exemple, ce que sont les bracelets type Saint-Omer-Lyzel ou les appliques-pendeloques du même nom? En tout cas pas dans le texte ni dans la légende des planches. Les «anneaux à barre d'attache» de la carte 19 correspondent-ils bien à la «barre à anneau latéral» de la planche 49/26? Et où trouver mention des «ornements de poitrail (rattle-pendants) de type balte» de la carte 23? Encore une fois, des renvois systématiques aux planches et, mieux encore, un petit croquis incorporé à la carte auraient grandement facilité la consultation de ces documents.

En publiant in extenso le dépôt de Vénat, Coffyn, Gomez et Mohen ont créé un outil documentaire indispensable à toute bibliothèque de protohistoire. L'outil est en plus élégant: expression agréable (quelques virgules de plus l'auraient encore améliorée!), papier semi-couché, typographie aérée, mise en page «riche» réservant de vastes marges occupées à l'occasion par les figures du texte, excellentes photos pleine page, bons dessins du matériel. Notre plaisir serait encore augmenté si les auteurs

s'étaient appliqués à un peu plus de «Gründlichkeit» dans le commentaire au triple niveau du langage archéologique, trop flou, de l'appareil critique souvent vacillant (la bibliographie en particulier) et du soin dans le détail (par exemple les légendes des cartes). Entre l'érudition germanique d'une part, quelquefois si poussée qu'elle en devient dissuasive, et d'autre part la relative légèreté qui nous est ici proposée, une voie moyenne et raisonnable pourrait être trouvée pour la suite de la collection dont Vénat n'est que le premier volume. Elle se propose, ni plus ni moins, de remplacer le manuel de Déchelette<sup>28</sup>.

Projet ambitieux présenté en préface par les patrons de la collections: A. Bocquet, J. Briard, J. Guilaine et J.-P. Mohen. On prévoit – certains seraient même en gestation avancée – des ouvrages monographiques sur des ensembles insuffisamment connus (Larnaud, Launac, Fort-Harrouard, palafittes savoyards) ou sur des groupes plus étendus (tumulus armoricains, débuts de la métallurgie dans le sud de la France), mais aussi des travaux thématiques sur les ors préhistoriques, sur la paléométallurgie du bronze et sur les problèmes économiques de l'âge du Bronze, le tout devant être couronné par un volume de synthèse. Saluons ses premiers pas et souhaitons bonne route à l'entreprise!

Valentin Rychner

#### Notes

- Joffroy, R., Audin, R. et Riquet, R. (1956) Age des métaux. *Inventaria archaeologica*, France, 1.
- Rychner, V. (1979) L'âge du Bronze final à Auvernier (lac de Neuchâtel, Suisse). Typologie et chronologie des anciennes collections conservées en Suisse. *CAR* 15-16, pl. 88/10-89/1.
- Richter, I. (1970) Der Arm- und Beinschmuck der Bronze- und Urnenfelderzeit in Hessen und Rheinhessen. *Prähistorische Bronzefunde* X/1, pl. 51-55.
- Rychner, V. (1981) Le cuivre et les alliages du Bronze final en Suisse occidentale. Premières analyses spectrographiques à Auvernier/Nord et à Neuchâtel/Le Crêt. *Musée neuchâtelois* 13, 122.
- Rychner, V. (1974/75) L'âge du Bronze final à Auvernier NE. Notes préliminaires sur le matériel des fouilles de 1969 à 1973. *JbSGUF* 58, 58, fig. 13/9; Rychner (1979) (voir note 2), pl. 125/10-19.
- Richter (1970) (voir note 3), pl. 60/1055.
- Stein, F. (1976) Bronzezeitliche Hortfunde in Süddeutschland. Beiträge zur Interpretation einer Quellengattung. *Saarbrücker Beiträge z. Altertumskunde* 23; Stein, F. (1979) Katalog der vorgeschichtlichen Hortfunde in Süddeutschland. *Saarbrücker Beiträge z. Altertumskunde* 24.
- Mohen, J.-P. (1977) L'âge du Bronze dans la région de Paris. *Catalogue synthétique des collections conservées au Musée des Antiquités Nationales*, 215-221.
- Rychner (1979) (voir note 2), 36-37, 71, 136-138.
- Rychner (1979) (voir note 2), 136.
- Richter (1970) (voir note 3), pl. 60/1053-1054.
- Kimmig, W. (1951-1954) Où en est l'étude de la civilisation des Champs d'urnes en France, principalement dans l'Est? *Revue archéologique de l'Est et du Centre-Est* 5, 1954, 216; Kolling, A. (1968) Späte Bronzezeit an Saar und Mosel. *Saarbrücker Beiträge z. Altertumskunde* 6, pl. 63; Richter (1970) (voir note 3), pl. 60/1055.
- Gomez, J. (1980) Les cultures de l'âge du Bronze dans le bassin de la Charente, Périgieux, 77-85.
- Gomez (1980) (voir note 13), 82.
- Rychner (1974/75) (voir note 5), fig. 2/8-9; Rychner (1979) (voir note 2), pl. 35.
- Desor, E. et Favre, L. (1874) Le bel âge du Bronze lacustre en Suisse; Gross, V. (1873) Les habitations lacustres du lac de Bienne; Gross, V. (1878) Deux stations lacustres. Mörigen et Auvernier. *Epoque du Bronze*; Gross, V. (1882) Station de Corcelettes. *Epoque du Bronze*; Gross, V. (1883) Les Protohelvètes ou les premiers colons sur les bords des lacs de Bienne et Neuchâtel; Pfahlbauten: *Die keltischen Pfahlbauten in den Schweizer Seen*. 1.-12. Bericht, *MAGZ* 9-30, 1854-1930; Van Muyden, B. et Colomb, A. (1896) Musée cantonal vaudois. *Antiquités lacustres*. Album.
- Audouze, F. et Courtois, J.-C. (1970) Les épingles du sud-est de la France. *Prähistorische Bronzefunde* XIII/1; Carancini, G. L. (1975) Die Nadeln in Italien. *Prähistorische Bronzefunde* XIII/2; Kubach,

- W. (1977) Die Nadeln in Hessen und Rheinhessen. Prähistorische Bronzefunde XIII/3; Novotna, M. (1980) Die Nadeln in der Slowakei. Prähistorische Bronzefunde XIII/6; Rihovsky, J. (1979) Die Nadeln in Mähren und im Ostalpengebiet. Prähistorische Bronzefunde XIII/5; Kimmig, W. (1949/50) Ein Grabfund der jüngeren Urnenfelderzeit von Singen am Hohentwiel. Prähistorische Zeitschr. 34/35, fasc. 1, 307–312.
- <sup>18</sup> Rychner, V. (à paraître) Précisions sur les bracelets gravés du dépôt de Ray-sur-Saône. Mélanges Millotte.
- <sup>19</sup> Rychner (1979) (voir note 2), 136–138.
- <sup>20</sup> Mohen, J.-P. (1972) Que savons-nous de l'âge du Bronze dans le nord de la France? Bulletin de la Société préhistorique française 69, fig. 8/10–15.
- <sup>21</sup> Mariën, M.-E. (1956) Age des métaux. Inventaria archaeologica, Belgique, 1, B1/1–2.
- <sup>22</sup> Richter (1970) (voir note 3), pl. 59/1047.
- <sup>23</sup> Rychner (1979) (voir note 2), pl. 90/10–91/3.
- <sup>24</sup> Rychner (1979) (voir note 2), 138–139.
- <sup>25</sup> Desor et Favre (1874) (voir note 16), pl. 3/13.
- <sup>26</sup> Richter (1970) (voir note 3), pl. 43/796.
- <sup>27</sup> Rychner (1979) (voir note 2), pl. 97/12–19.
- <sup>28</sup> Déchelette, J. (1910) Manuel d'archéologie préhistorique, celtique et gallo-romaine. II: Archéologie celtique ou préhistorique. 1: Age du Bronze.

*Die Kelten in Baden-Württemberg.* Herausgegeben von K. Bittel, W. Kimmig und S. Schiek, Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1981. 536 Seiten, 438 Abbildungen, davon 30 in Farbe.

Ein neuer Keltensturm ist über Europa hereingebrochen – jedenfalls was den publizistischen Bereich anbelangt. In dichter Folge sind bereits populäre Übersichten, Ausstellungskataloge und prächtige Bildbände erschienen. Es war deshalb zu erwarten, dass sich innert kürzester Zeit eine Publikation mit den Kelten eines engeren geographischen Teilgebietes befassen würde, was nun geschehen ist. Das vorliegende Buch findet seine natürliche Fortsetzung im gleich angelegten, bereits 1976 erschienenen Band «Die Römer in Baden-Württemberg».

Sein erstes Kapitel von K. Bittel steht unter dem Titel *Die Kelten und wir* (S. 15–44), wobei in einem einführenden Abschnitt erst einmal zu ergründen versucht wird, weshalb in den letzten Jahren die Öffentlichkeit solch grosses Interesse an den Kelten zeigt. Motive ernsthaften Charakters bis hin zum «blosen Hang zu scheinbar Exotischem» werden angeführt.

Eingehender wird die Forschungsgeschichte der Archäologie in Baden-Württemberg angegangen, die mit älteren punktuellen Ausnahmen im 19. Jahrhundert einsetzt und mit drei Forscherpersönlichkeiten verbunden ist: H. Schreiber, K. Wilhelm und E. Paulus. Die zum Teil recht unterschiedlichen interpretatorischen Ansichten ihrer Ausgrabungen mündeten in heftigen Privatfehden, was aber eine ständige wissenschaftliche Bewegung hervorrief, die sich als sehr fruchtbar erweisen sollte. Forschungsobjekte waren Hügelgräber. Die Jahrhundertwende brachte eine neue Generation von Berufsarchäologen hervor (vornehmlich K. Schumacher, P. Goessler, O. Paret), die sich an zusehends grössere Objekte, wie zum Beispiel Viereckschanzen, Siedlungsplätze, Oppida, wagten. Systematische Grundgerüste lieferten unter anderem K. Bittels Buch: *Die Kelten in Württemberg* («eine brave Arbeit») oder die chronologischen Erörterungen G. Krafts. Abschliessend soll hier noch die alljährigste Entdeckungsgeschichte Baden-Württembergs angeführt werden, die mit Hochdorf und Fellbach-Schmidlen einen Höhepunkte innerhalb der europäischen Keltenforschung darstellt.

Ein sicherlich sehr schwierig zu behandelndes Thema steckt hinter dem Kapitel *Die Kelten und ihre Geschichte* von F. Fischer (S. 45–76). Ist bereits eine Definition der Kelten kompliziert, so ist es ihre Geschichte im historischen Sinne nicht minder. Oft muss dabei zwischen eigentlicher Archäologie, aus der Archäologie gezogenen historischen Schlüssen und schriftlichen Überlieferungen laviert werden, was erstens seine methodischen Tücken hat und zweitens für den Leser und die Leserin oft recht anspruchsvoll ist.

Die ersten bruchstückhaften schriftlichen Nachrichten stammen von griechischen Schriftstellern, die Kelten jenseits von Gibraltar und im Quellgebiet der Donau erwähnen. Diese dürftigen Angaben haben, wie Fischer zeigt, immer wieder zu neuen Überlegungen und Spekulationen Anlass gegeben. Letztlich muss man sich aber doch eingestehen, dass einem das gesamte antike Schrifttum im Unklaren darüber lässt, was nun eigentlich unter den verschiedenen Begriffen wie Keltoi, Galatai, Celtae und Galli ganz genau zu verstehen ist.

Eingermessen bekannt ist die Entwicklung keltischer Expansion und der anschliessende Niedergang in Italien, am Donaulauf inklusive Griechenland, in Kleinasien und auch in Gallien, was in jeweils trefflichen und übersichtlichen Abschnitten behandelt wird.

Als gemeinsamer keltischer Nenner kann die Sprache dort geltend gemacht werden, wo es gilt, sie von andern antiken Sprachen abzugrenzen. Wenn aber der Archäologe die Sprachwissenschaft mit seiner «(falsch gestellten) Frage der Herkunft» angeht, so erhält er bestenfalls die für ihn nichtssagende Antwort, dass um 1000 v. Chr. am Alpennordrand keltisch gesprochen wurde. L. Pauli ist kürzlich zu einem ähnlich unbefriedigenden Resultat gelangt, wenn auch mit einem etwas differierenden Zeitansatz (*Die Kelten in Mitteleuropa*. Katalog Hallein. 1980, 20f.).

Einem andern Bereich, den archäologischen Gemeinsamkeiten der Kelten, wird mehr Platz eingeräumt. Nach einem Überblick der relativchronologischen Schemata seit der Einführung der Begriffe Hallstatt- und Latènekultur, werden diese Gemeinsamkeiten der westlichen Hallstattkultur, wie sie sich für Südwestdeutschland anbieten, zusammengetragen. Einige Stichworte mögen genügen: Hügelgräber, Fürstensitze, Südimporte – Spuren einer Aristokratie, deren Niedergang im weiten Sinne in Verbindung mit dem Sturz der athenischen Tyrannis und der Absetzung der Könige Roms gesehen werden.

Für die Latènezeit ist im Arbeitsgebiet neben den Vindelikern der Stammesverband der Helvetier von Bedeutung. Er ist zwar schriftlich oft belegt, lässt sich vorläufig aber – wägt man Fischers Argument vorsichtig ab – auf archäologischem Wege weder geographisch noch chronologisch genau binden.

Ebenfalls von F. Fischer stammt das Kapitel *Staat, Gesellschaft und Siedlung* (S. 77–84), dessen wesentlichste Quelle Caesars *Bellum Gallicum* ist. Bestimmende politische Gruppierung ist eine aristokratische Oberschicht, deren oft sehr volkreiche Klientenschaft den eigentlichen Machtfaktor darstellt. Bis auf seltene Ausnahmen widerspiegelt sich in der Spätlatènezeit diese Oberschicht aber nicht in archäologischen Quellen, zum Beispiel bestimmten Siedlungseinheiten oder besonders reichen Gräbern.

Bekanntester Siedlungstyp sind die Oppida, die in Südwestdeutschland spätestens zu Beginn der römischen Herrschaft allesamt verlassen worden sind. In ihnen war ein Grossteil von Handwerk und Handel konzentriert, und als Stammeshauptorte konnten sie auch politische Zentren sein.

Zum Bereich *Religion und Kult* (S. 85–117), den wiederum K. Bittel behandelt, sind ebenfalls antike Schriftsteller wichtige Informanten, worunter Caesars Gallierexkurs von besonderer

Bedeutung ist. Ihm verdanken wir die wichtigsten Angaben zur keltischen Götterwelt und den Druiden. Caesars Schilderungen beziehen sich aber auf Gallien, das heisst das linksrheinische Keltengebiet. Diesem Umstand versucht Bittel Rechnung zu tragen, indem er sich im Folgenden vermehrt auf archäologische Erscheinungen stützt.

Für einen Ahnenkult spricht bereits das Phänomen des Hügelgrabes, besonders eindrücklich belegt durch auf den Hügel gesetzte Stelen, die doch wohl Abbilder der Verstorbenen darstellen.

Folgenreich und zukunftsfruchtig ist die Beobachtung der lokalen Beziehungen von hallstattzeitlichen Grabhügeln und latènezeitlichen sog. Viereckschanzen. Falls sich bestätigen liesse, dass hallstattzeitliche Vorgängerbauten der latènezeitlichen Viereckschanzen zeitgleich mit den Grabhügeln angelegt worden sind (vgl. dazu jetzt G. Mansfeld, *Fundber. Baden-Württemberg* 6, 1981, 351 ff.; S. Schiek, ebd. 7, 1982, 221 ff.), so möchte Bittel die faszinierende Hypothese aufstellen, es könnte sich um Kultstätten handeln, die «zunächst dem Totenkult, später dem Ahnenkult und vielleicht nach Jahrhunderten dann dem Heroenkult gedient haben».

Die Bezeichnung «Viereckschanze» stammt noch aus jenen Zeiten, als man in diesen markanten Geländedenkmälern fortifikatorische Anlagen der Römerzeit sah. Sie hat sich eingebürgert, obwohl man sich unterdessen längst bewusst ist, dass sie nicht zutrifft. Nachdem K. Schwarz dafür bereits den Begriff *temenos* eingeführt hat (bes. in: *Ausgrabungen in Deutschland* 1, 1 [1975] 324 ff.), entscheidet sich Bittel nun für *nemeton*, «ein offenbar keltisches Wort mit der Bedeutung geweihter Ort, Hain, geradezu auch Heiligtum». Ob es im allgemeinen sinnvoll ist, eingebürgerte Fachbegriffe entsprechend dem fortschreitenden Kenntnisstand ihrer Funktion durch neue zu ersetzen, ist zweifelhaft. Und ob eine Umbenennung im vorliegenden Fall wirklich geboten war, wird sich am Verhalten der Fachkollegen in Zukunft zeigen.

Mit *Bestattungsbräuchen* (S. 118–137) befasst sich S. Schiek, wobei bereits eingangs zu Recht die Frage gestellt wird, ob der Unterschied Brandbestattung–Skelettbestattung für den prähistorischen Menschen überhaupt bewusst von Bedeutung war.

Während in der älteren Hallstattkultur für jeden Toten ein neuer Hügel aufgeschüttet worden ist, hat man sich später nicht gescheut, sogar mehrere Nachbestattungen vorzunehmen. Das berühmteste Beispiel ist der Riesen Hügel bei Villingen mit 136 Nachbestattungen. Einen höchst bemerkenswerten Komplex bilden die Ausgrabungen von Heidenheim-Schnaitheim. Hier fanden sich in den Tumuli neben älterhallstattzeitlichen Primärbestattungen jeweils jüngere Skelettgräber. Zeitgleich mit diesen Nachbestattungen sind ärmlich ausgerüstete flache Brandgräber, die in einem Friedhof etwa 500 m davon entfernt festgestellt werden konnten und die sogar mit einer «kreisförmigen Kultanlage» in Verbindung stehen. Schiek wirft die Frage auf, ob in den unterschiedlichen Bestattungssitten und -plätzen zwei gleichzeitige Bevölkerungsgruppen unterschiedlicher sozialer Stellung gefasst worden sind, wobei der Begriff «gleichzeitig» auf jeden Fall noch zu relativieren wäre.

Ab Latène B ist nur noch in Flachgräbern beerdigt worden, was wohl der Hauptgrund dafür ist, dass im Arbeitsgebiet weniger Belege aus dieser Zeit aufgezählt werden können. Um so wertvoller ist die Entdeckung eines mittellatènezeitlichen Friedhofes, der ebenfalls behandelt wird: Giengen a. d. Brenz. In 13 Brandgruben waren Leichenbrände beigesetzt mit zum Teil reichen Beigaben, auf deren ausführliche Vorlage man nur gespannt sein kann.

Wesentlich abhängig von den Bestattungssitten sind unsere Kenntnisse über *Tracht und Bewaffnung* (S. 138–159), die J. Biel

behandelt. Werden Tote mitsamt ihrer Tracht verbrannt, fällt dem Archäologen eine Rekonstruktion schwer. Begünstigend wirkt hingegen, ein offenbar allgemein menschliches Verhalten, seine Gruppenzugehörigkeit durch äussere Zeichen kundzutun, indem «die moderne Jeansgeneration (...) sich ebenso in «Uniform» sammelt und manifestiert, wie etwa die verheiratete keltische Frau in ihrer Tracht».

Jedesmal eine neue Dimension eröffnet sich dem Bearbeiter und Betrachter, wenn neben den unvergänglichen Trachtbestandteilen auch Textilien erhalten geblieben sind. So trägt der Mann aus Grab 6 vom Hohmichele erstaunlicherweise eine farbig gestreifte Hose und die Frau ein mit Wolle und Seide besticktes, kittelartiges Obergewand.

Besonders reich mit Schmuck versehen sind die Frauen der jüngeren Hallstattzeit; und dass dieser im täglichen Leben tatsächlich getragen worden ist, zeigen deutliche Abnutzungsspuren. Anders verhält es sich bei besonders hoch gestellten Persönlichkeiten, für welche spezieller, kostbarer Totenschmuck hergestellt worden ist, wie zum Beispiel beim Fürsten von Hochdorf.

Von der Latènezeit an wird die Ausstattung in Tracht und Bewaffnung über weite Teile Europas erstaunlich einheitlich. Wichtigster Zeitindikator ist die Fibel, die sich in der Mittellatènezeit bis zu 20 cm Länge entwickeln kann, was nach Biel darauf schliessen lässt, dass viel gröbere Stoffe getragen worden sind. Kaum Kenntnis haben wir über die Tracht der jüngsten Latènestufe, weil in dieser Zeit die Gräber fehlen.

Mit packender Sprache gelingt es W. Kimmig, dem Leser die *keltische Kunst* (S. 160–203) nahe zu bringen. Die völlig neuartige und so plötzlich auftauchende Latènekunst ist Ausdruck eines eigentlichen «Kulturschockes», der die in die Mittelmeerwelt eintretenden Kelten traf. Ihre ersten Erzeugnisse entstanden in der Champagne und dem Mittelrheingebiet. Die ausschliessliche Verwendung des Ornamentes und das Fehlen von szenischer Bildkunst ist ihre Eigenheit. Die Begründung allerdings, darin zeige sich «der kulturelle Rückstand des Kelten, dem zu solcher Fabulierkunst nicht nur die technische, sondern – mehr noch – auch die geistige Reife mangelte», ist Ansichtssache. Vielleicht war die «Fabulierkunst» der Kelten so phantastisch, dass sie es gar nicht nötig hatten, diese in realistische Abbilder zu fassen...

Den drei wohlbekanntesten Latènestilen setzt Kimmig eine heterogen wirkende «Anlaufphase», den «Hallstattstil des 7. bis 6. Jahrhunderts» voran. Dieser besteht einerseits aus der vollausgereiften Keramikunst im geometrischen Zierstil und andererseits aus der Ankündigung der neuen mittelmeerischen Einflüsse, von denen die Stele von Hirschlanden das Paradebeispiel ist. Ob allerdings die Verzierungen auf der Hundersinger Lanzenspitze (Abb. 95) und einer Heuneburger Hirschhornleiste (Abb. 130) nicht Reflexionen eines bereits vorhandenen Frühen Stiles darstellen, sollte hier mindestens nicht unerwähnt bleiben, da gewichtige Argumente dafür sprechen, dass sich auf der Heuneburg die Stufe Hallstatt D3 mit Latène A überschneidet (dazu zuletzt L. Pauli, *Bonner Jahrb.* 181, 1981, 630–638, sowie E. Gersbach, *Neue Aspekte zur Geschichte des späthallstatt-frühatènezeitlichen Fürstensitzes auf der Heuneburg*, in: *Die Hallstattkultur, Symposium Steyr* [Linz 1981] 357–374).

Im weiteren werden, den Stilstufen Jacobsthal's folgend einzelne besonders charakteristische Erzeugnisse vorgestellt. Breiter Platz wird dem Trichtinger Silberring eingeräumt, einem fast in allen Belangen immer noch rätselhaften Stück.

Das Sachgebiet *Handwerk und Technik* (S. 204–227) hat H. Reim in Abschnitte aufgeteilt, die mit Materialgruppen identisch sind. Beim Metallhandwerk kommt die ausserordent-

liche Vielfalt an Materialien und Techniken – und dadurch bedingt eine offenbar recht frühe Aufsplitterung in verschiedene Berufe – besonders schön zur Geltung. Ebenfalls wichtig ist die Verarbeitung von Ton und Glas, wobei O. Kunkels «Schleuderverfahren» zur Herstellung latènezeitlicher Glasarmringe nicht unwidersprochen geblieben ist (M. Korfmann, *Bonner Jahrb.* 166, 1966, 48–61). Daneben werden noch weitere Tätigkeitsbereiche beschrieben, bei denen es sich nicht unbedingt um ein selbständiges Handwerk handeln muss: Die Verarbeitung von Horn, Holz, Textilien und die Gewinnung von Salz. Gerade für diese Verrichtungen fällt es aber oft schwer, archäologische Nachweise zu erbringen.

*Münzen und Münzfunde* (S. 228–247) behandelt D. Mannsperger. Eingangs wird auf amüsante Art und Weise von der magischen Bedeutung gesprochen, welche den «Regenbogenschüsselchen» in den vergangenen Jahrhunderten beigegeben worden ist. Dabei wird aber nicht übersehen, dass offenbar auch die Kelten in den Münzbildern «heilige Dinge» gesehen haben (in ähnlichem Sinne jetzt A. Furger-Gunti, *Zeitschr. Schweiz. Arch. u. Kunstgesch.* 39, 1982, 39f.).

Nach Vorstellung der einzelnen Münztypen wird auf deren Verbreitung eingegangen. Dass einige Typen an bestimmte *Opida* gebunden scheinen, passt zur handelszentralen Funktion der keltischen Stadtsiedlungen. Eine Datierung der einzelnen Münzgruppen ist noch immer mit grossen Schwierigkeiten verbunden. Oft werden verschiedene Münzen und Münzfunde mit historischen Ereignissen in Einklang zu bringen versucht, was auch Mannsperger tut, zum Beispiel den Einfällen nach Rom und Delphi, dem Durchzug der Kimbern und Teutonen, sowie dem Einbruch Ariovists und dem Auszug der Helvetier.

In einer abschliessenden Gesamtschau *Die frühen Kelten und das Mittelmeer* (S. 248–278) schildert W. Kimmig das späthallstattzeitliche Keltenphänomen und wie es dazu gekommen ist. Ausgangspunkt seiner Ausführungen ist die Heuneburg, welche nicht nur architektonische Eigenheiten aus der Mittelmeerwelt aufweist, sondern auch echte Handelsimporte – allen voran das attische Geschirr und die massaliotischen Weinamphoren. Von ähnlichem Rang muss der Hohenasperg mit seinen ihn umgebenden Fürstengrabhügeln gewesen sein, die ebenfalls reichen Südimport enthielten und unter denen derjenige von Hochdorf in jüngster Zeit für die spektakulärsten Schlagzeilen gesorgt hat. Sicher von hier aus – aber auch von andern erwähnten Fürstensitzen – ist der Faden der Handelsverbindungen nach Süden gesponnen worden. Wohl auf verschiedenen Wegen über die Alpen ist reiches Handelsgut aus griechischen und etruskischen Zentren importiert worden, die sich gedrängt sahen, neue Absatzgebiete im Norden zu erschliessen. Was als Gegenleistung geboten worden ist, ist noch immer unbekannt. Die Folge dieser Öffnung nach Süden hatte jedenfalls eine völlige Änderung der Normen in den verschiedensten Lebensbereichen zur Folge.

Dem allgemeinen Teil des Buches folgt ein *Topographischer Teil* (S. 279–508), der von einer zahlreichen, mit der badenwürttembergischen Archäologie in engem Kontakt stehenden Autorschaft verfasst worden ist und auf den im Detail einzugehen unmöglich ist. In alphabetischer Reihenfolge nach Fundorten werden alle wesentlichen Boden- und Sachdenkmäler keltischer Zeitstellung Baden-Württembergs aufgeführt, in hunderterten von Fotografien gewürdigt und ihre genaue Lage auf Kartenausschnitten verständlich gemacht. Gerade die vielen Abbildungen, darunter 30 in Farbe, die nicht alleine schön sein wollen sondern auch sachgerecht sind, machen dieses Buch besonders wertvoll. Ein Urteil darüber, ob er abgeschnittene Gegenstände auf Fotos (Abb. 45, 76, 140, 151, 268, 278) als grafische

Raffinesse beurteilen will, sei jedem Betrachter selbst anheim gestellt!

Ein Anhang am Schluss enthält Zeittafeln, Verzeichnisse und Register, wobei die Gliederung des Literaturverzeichnisses etwas unglücklich geraten ist, da es nur zum Teil mit den Kapiteln übereinstimmt.

Ein grosses Lob gebührt der Redaktion, die dem Leser das Auffinden von Querverbindungen mit einer Vielzahl von Seiten- und Abbildungsverweisen erleichtert. Leider haben sich einige Druckfehler eingeschlichen, die den Nichtfachmann, an den sich dieses Buch ja ebenfalls wendet, arg ins Leere führen werden (u. a. Seitenverweise auf S. 30 oder Abbildungsverweise zu Gäufelden-Nebbringen S. 338, wobei der auf Abb. 106 erscheinende Scheibenhalsring erst noch aus Sulzfeld stammt, siehe *Arch. Korbl.* 5, 1975, Taf. 75).

Die zum Schluss angebrachten Einwände wollen nichts schmälern; das vorliegende Werk wird dem Anspruch eines «Handbuches» durchaus gerecht. Besonders erfreulich ist, dass sich ein so grosser Kreis von namhaften Autoren zusammengefunden hat, um ein gut verständliches, vielfältiges Buch zu schreiben, das jedem Interessierten einen optimalen Einstieg in die Archäologie der Kelten ermöglicht.

Felix Müller

Wolfgang Czys, Hans Heinz Hartmann, Hartmut Kaiser, Michael Mackensen, Günter Ulbert: *Römische Keramik aus Bad Wimpfen*. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 11. Stuttgart 1981. 253 Seiten, 81 Tafeln, 15 Abbildungen und zahlreiche Tabellen sowie ein Farbenführer als Beilage.

Die vorliegende Bearbeitung der römischen Keramik aus Bad-Wimpfen teilt sich in die beiden Abschnitte W. Czys, H. Kaiser, M. Mackensen, G. Ulbert «Die römische Keramik aus dem Vicus Wimpfen im Tal» (S. 7–187) und H. H. Hartmann «Die Reliefsigillata aus dem Vicus Wimpfen im Tal» (S. 189–253). Die beiden Arbeiten nehmen keinen Bezug aufeinander und sind auch völlig unabhängig entstanden.

Der Kastellvicus wurde nach Abzug der Truppen in der Mitte des 2. Jh. vergrössert und umfasste auch das ehemalige Kastellgelände. Die Grabungen 1969–1971 deckten die Häuser in der Südwestecke des ummauerten Vicus auf. Industrieabfälle verhinderten, dass im Mauerbereich selbst gegraben werden konnte. Der Grabungsbefund wurde von R. Koch dargestellt (*in*: Filtzinger/Planck/Cämmerer, *Die Römer in Baden-Württemberg*, S. 231–233).

Der erste Teil umfasst Keramik aus den Grabungen des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg der Jahre 1969–1971. Die Publikation entstand im Rahmen eines Forschungsseminars für Fortgeschrittene an der Abteilung für Provinzialrömische Archäologie an der Abteilung für Vor- und Frühgeschichte der Universität München. Die verschiedenen Keramikgattungen wurden auf die Teammitglieder aufgeteilt, die für ihren Abschnitt verantwortlich sind (S. 9).

Zur Beschreibung und Aufnahme der Keramik, die nach Typen geordnet wurde, wurde von den Autoren ein Bestimmungsblatt erarbeitet. Anhand eines Zehntels des reichen Materials wurden Gruppen und «Leitformen» bestimmt, denen der grosse Rest zugeordnet werden konnte. Auf S. 43 wurden die gesamten Mengenübersichten nach den Leitformen zusammengestellt. Leider wurden die Leitformen nicht konsequent an die Spitze der Varianten gestellt, wie es zum Beispiel bei den Töpfen mit Horizontalrand gemacht wurde. Form Nr. 374 umfasst



die Varianten 374–383; Form Nr. 384 umfasst die Varianten 384–386 (S. 30). Dagegen umfasst Form Nr. 211 die Varianten 203–216 (S. 30). Die Zuordnung ist deshalb nicht immer eindeutig. (Vgl. die Bemerkungen zu den einzelnen Keramikgattungen S. 17–41.) In den Stempel- und Graffitilisten fehlt die Leitform- und nötigenfalls die Variantennummernangabe. Interessant sind die Fehlbrände, die 2 Töpfe mit Horizontalrand (S. 31), 7 Töpfe mit Deckelfalz (S. 32), 9 Einhenkelkrüge (S. 33) sowie Fragmente von Amphoren (Leitform Nr. 615, S. 34) umfassen und auf eine lokale Produktion hinweisen. Auf den S. 44–85 wird in tabellarischer Form der Bestand der Keramik nach den Leitformen in den einzelnen Fundnummern aufgelistet. Da dem Leser die Zusammenhänge der einzelnen Fundnummern unbekannt bleiben, ist die gedruckte Vorlage solcher Listen solange wenig hilfreich, wie eine Aufschlüsselung fehlt. Die anschließenden Tafeln mit den Beschreibungen auf der Gegenseite sind übersichtlich dargestellt. Da die Autoren keine Auswertung des vorgelegten Materials bieten, zeigt die Arbeit die Keramikformen aus Wimpfen vom Ende des 1. Jh. bis ins 3. Jh. ohne weitere zeitliche Untergliederungsmöglichkeiten für den Benutzer des Buches.

Der zweite Teil des Bandes befasst sich mit allen in Bad Wimpfen gefundenen Reliefsigillaten. Der Grossteil stammt aus den Grabungen 1969–1971. Zusätzlich wurden noch Streufunde berücksichtigt. Der Verfasser betont, dass den südgallischen Produkten eine besondere Bedeutung im Zusammenhang mit dem Gründungsdatum der römischen Siedlung zukommt. Nebst den 28 Fragmenten findet sich auch glatte Ware aus Südgallien. (Vgl. 1. Teil, S. 88, 96, 98.) Der Autor ordnet vier Fünftel der südgallischen Reliefsigillaten bestimmten Töpferkreisen der Töpfereien von La Graufesenque zu. Ob die Kleinheit der Fragmente immer eine sichere Zuordnung erlaubt, muss in Frage gestellt werden. Dazu kommt, dass der Publikationsstand von La Graufesenque und Banassac sehr unterschiedlich ist, was das Bild zusätzlich verzerren kann. Der Verfasser stellt nun fest, dass in Heilbronn-Böckingen nur die Hälfte der südgallischen Terra sigillata aus La Graufesenque stammt. Nach der Liste S. 190 hat Heilbronn-Böckingen allerdings sowohl in absoluten, wie auch in Prozentzahlen mehr südgallische Ware als Bad Wimpfen. (Ob in den Zahlen von Böckingen auch glatte Sigillata enthalten ist, bleibt unklar.) Mittelgallische Produkte sind in Bad Wimpfen gleich gut vertreten wie südgallische. Wichtig sind die ostgallischen Töpfereien von Blickweiler/Eschweilerhof mit 25% und Rheinzabern mit 52%. Die schwäbischen Manufakturen sind unbedeutend. Die Vergleichszahlen aus dem in der Nähe liegenden Heilbronn-Böckingen und dem weiter entfernten Köngen zeigen – vor allem für die Ware aus Rheinzabern –, dass die Lieferungen an die Neckarkastelle und Siedlungen durchaus nicht einheitlich waren, wobei chronologische Fragen, «Blütezeiten» der Orte, Fundbereich der Waren oder Grösse der Grabungsareale innerhalb der Siedlung unberücksichtigt bleiben. Eine endgültige Entscheidung über das Gründungsdatum scheint noch verfrüht, da sie von den wenigen südgallischen Fragmenten abhängig ist, von denen jeglicher Zusammenhang im weiteren Material und im Siedlungsbefund fehlt. Der reiche Katalog ist sauber gegliedert und dargestellt, desgleichen die Zeichnungen. Eine Stempelliste mit Textabbildungen M 1:1 wäre zu begrüssen gewesen.

Die Vorlage des reichen keramischen Materials von Bad Wimpfen wird bestimmt helfen, die historischen Ereignisse im Neckartal weiter zu erhellen. Wirkliche Akzente setzen wird aber erst eine zusammenfassende Interpretation, zu der vorliegendes Buch eine Vorstudie darstellt.

*Regula Clerici*

*Mostefa Kokabi: Arae Flaviae II. Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil.* Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg, Band 13. Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 1982. 148 Seiten mit Tabellen und Schaubildern, 108 Abbildungen, 32 Diagrammen und 57 Tafeln.

Die Tierknochen auf dem Grabungsplatz bereiten den Archäologen oft Sorgen. Ihre nicht zu überschende Menge – sie stellen meist den grössten Anteil der Funde dar – bringt Schwierigkeiten bei der Grabungsarbeit. Ihren vollumfänglichen Aussagewert erhalten die Tierreste jedoch erst mit der genauen und vollständigen Aufsammmlung. Dies erfordert aber zugleich vermehrten Einsatz der Ausgräber zur Hebung jedes Stückes, wie dessen nachträgliche Reinigung und Beschriftung. Doch ist es mit dem minutiösen Aufsammeln noch nicht getan. Die nachfolgende Auswertung ruft nach dem Fachmann, aber auch nach Raum und Geld. Nicht zuletzt wird die Veröffentlichung der Ergebnisse, das unabdingbare Endglied der Untersuchung, durch die aufwendige Drucklegung zahlreicher Tabellen oft erschwert.

In Kenntnis dieser Schwierigkeiten muss es dem Landesdenkmalamt von Baden-Württemberg hoch angerechnet werden, dass – neben der Ausgrabung – keine Kosten gescheut wurden, die umfangreiche Arbeit über Viehhaltung und Jagd im römischen Rottweil in extenso zu publizieren. Lobend darf auch erwähnt werden, dass allein fünf Bücher der bis heute 13 Bände umfassenden Reihe der Archäo-Zoologie zur Verfügung gestellt wurden.

Der Verfasser, Dipl. Ing. agr., Dr. agr., war längere Zeit Mitarbeiter Prof. Boessnecks in München, und das vorliegende Werk zeigt denn auch deutlich den Einfluss der Münchner Schule. So finden wir die ausführliche Beschreibung und genaue Vermessung der Fundstücke. Vor allem muss die vollständige Publikation sämtlicher Messdaten, begleitet von zahlreichen Diagrammen und Bildern, hervorgehoben werden. Ebenso die perfekte Dokumentation, verbunden allerdings mit einer etwas erschwerten Lesbarkeit, werden doch auch osteologische Themen im Text ausführlich abgehandelt. Erwähnenswert ist das Bemühen des Verfassers, die Artentrennung genau zu belegen, wie auch den an den Knochen sichtbaren Sexualdimorphismus in den Griff zu bekommen. Grossformatige Fotografien belegen wichtige Objekte und bringen einen guten Eindruck der hohen Variabilität der im römischen Rottweil gehaltenen Haustiere.

Obwohl heute eine Grosszahl von Forschern weltweit archäozoologisch tätig ist, besitzt dieses Wissensgebiet leider kein eigenes Publikationsorgan. Die diesbezüglichen Arbeiten erscheinen somit in Zeitschriften und Reihen verschiedener Richtungen. Dies verlangt vom Autor, die Ergebnisse und Ausführungen der Zielleserschaft anzupassen. Er hat neben der osteologischen Dokumentation auch stets die allgemeinen Probleme und Ergebnisse seines Fachgebietes mehr oder weniger ausführlich darzulegen. Die alleinige Wiedergabe von trockenen Fakten und Zahlen ist wenig gefragt. So bringt der Verfasser im vorliegenden Band einleitend zu jedem Kapitel einen historischen Abriss, wobei vor allem die Bedeutung der einzelnen Tierarten nach den Schilderungen der römischen Schriftsteller veranschaulicht wird. Da auch die neuere Literatur – und dies gilt besonders auch für den osteologisch-methodischen Bereich – miteinbezogen wird, darf die Publikation als ein kleines Nachschlagewerk bewertet werden.

Das Kernstück stellt der über 100 Seiten umfassende osteologische Teil dar. Neben zwei Beiträgen über das römische Rottweil von A. Rüschi bzw. über die Molluskensfunde aus der Feder

von G. Falkner bringt der Verfasser auch Betrachtungen über pathologisch veränderte Knochen und über handwerklich bearbeitete Objekte. Was die letzteren betrifft, muss erwähnt werden, dass die Zusammenarbeit von Archäologe und Zoologe – und dies trifft nicht nur für Rottweil zu – sich noch nicht vollwertig eingespielt hat. Die beschriebenen, bearbeiteten Knochen werden vom Verfasser als Halbfabrikate oder als Abfall der Werkzeugherstellung bezeichnet. Darunter finden sich jedoch vollwertige Artefakte, wie dies aus Text und Abbildungen deutlich hervorgeht. Inwieweit noch weitere Knochenartefakte vorlagen, die «von den Ausgräbern als archäologisches Fundgut... dem Osteologen nicht... zur Auswertung übergeben» wurden (S. 129), entzieht sich unserer Kenntnis. Es geht wohl kaum an, dass Knochenwerkzeuge dem Archäo-Zoologen vorzuenthalten werden, weil sie als «archäologisches» Fundgut eingestuft werden. Allein ihre Aufnahme in die Fundstatistik kann das Endresultat oft stark beeinflussen (Problem der Hirschgeweihe und Jagdtätigkeit), ganz abgesehen davon, dass die vom Archäologen und Zoologen gemeinsam durchgeführte Analyse dieser Objekte zu kulturhistorisch bedeutsamen Ergebnissen führen kann, wie dies durch die Arbeiten von J. Schibler oder E. Bleuer am Material von Twann bzw. Burgäschisee-Süd dargestellt wird.

In einem abschliessenden Kapitel bringt der Verfasser eine kulturhistorische Auswertung. Es ergeben sich einige Angaben über Rodung, Feldanbau wie auch über die unterschiedliche Bedeutung des Wildbrets in den beiden Kulturphasen des Holzbzw. Steinbaus. Wenn nicht jede Aussage voll belegt werden kann, so hängt dies nicht zuletzt damit zusammen, dass das Fundgut keine genau zeitlich abgegrenzte Einheit darstellt. Zudem deckt es nur einen kleinen Teil des gesamten Areals vom römischen Rottweil ab. Diese Einschränkungen treffen auf viele archäologische Grabungen zu. Vertiefte Erkenntnisse sind nur durch weitere Grabungen zu erhalten, die auch vorgesehen sind. Es ist zu hoffen, dass auch die neu zutage tretenden Tierreste wiederum in derselben genauen Art und Weise begutachtet werden, wie dies durch den Verfasser für die Grabungskampagnen 1971 und 1972 geschah. Der Rezensent möchte fordern, dass – neben der archäozoologischen Untersuchung der Knochenartefakte – auch weitere naturwissenschaftliche Disziplinen, vor allem aus dem botanischen Bereich, in das Projekt miteinbezogen würden.

*Hans R. Stampfli*

*Barbara Pferdehirt: Die Keramik des Kastells Holzhausen. Limesforschungen 16. Verlag Gebr. Mann, Berlin 1976. 162 Seiten, 15 Abbildungen im Text und 21 Tafeln.*

Das römische Limeskastell Holzhausen liegt im Hintertanus, ca. 30 km nördlich des Rheinknies bei Bingen. Erste Untersuchungen fanden in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts unter A. von Cohausen und im Auftrag der Reichslimeskommission unter L. Pallat statt (ORL Abt. B, Bd. I, Kastell Nr. 6, 1904).

Eine letzte Ausgrabung wurde 1932 im Gebiet zwischen Principia und Nordtor durchgeführt (K. Nass, Nass. Annalen 54, 1934, 233 ff.).

Die keramischen Funde dieser letzten Untersuchung stehen denn auch im Zentrum der hier anzuzeigenden Arbeit. Nach einer Einleitung mit der Darstellung der Lage, Erforschung des Platzes und dem keramischen Befund (S. 11–16) folgt das Kernkapitel der historischen Auswertung (S. 17–32), welches in vier Abschnitte gegliedert wird.

Der erste Abschnitt ist der Frage des Anfangsdatums von Holzhausen gewidmet. Der Verfasserin gelingt es aufgrund detaillierter Analysen der Keramik, vor allem der Terra Sigillata aus Rheinzabern und Trier, zu zeigen, dass die bis anhin vertretene Ansicht einer Kastellgründung zu Beginn des 3. Jahrhunderts n. Chr. nicht haltbar ist, sondern dass Holzhausen gleichzeitig mit dem Kastell Niederbieber (im Neuwieder Becken) am Ende des 2. Jahrhunderts unter Kaiser Commodus, als zusätzliche Grenzverstärkung gegen die Germanen errichtet wurde. Auf verschiedenen Inschriften wird als Besatzung die Cohors II Treverorum genannt.

Ebenso konnte klar gemacht werden, dass mindestens an der Stelle des Steinkastells nicht mit einem früheren Holzkastell zu rechnen ist.

Überzeugend weist die Verfasserin im zweiten Abschnitt über das Enddatum des Kastells nach, dass an eine Zerstörung in der Folge der Alemanneneinfälle von 233 n. Chr. nicht zu denken ist. Basierend auf Vergleichen mit dem keramischen Fundmaterial anderer Fundplätze (Trier-Parcelli-Ufer, Niederbieber, Lagerdorf Butzbach usw.) kommt sie zu einem Enddatum um 260 n. Chr., und somit auch hier wieder zu einer Parallellität mit den Vorgängen um das Kastell Niederbieber.

Der dritte Abschnitt ist Fragen der Verteilung der Terra Sigillata während der 1. Hälfte des 3. Jahrhunderts gewidmet, wobei den Absatzwegen besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Die Verfasserin kommt dabei zum Schluss, dass die einzelnen Kastelle wohl eher nach ihrem Bedarf Bestellungen bei den verschiedenen Töpfereien aufgaben, als dass fahrende Händler von Kastell zu Kastell zogen, um ihre Ware anzubieten.

Im letzten Abschnitt wird zusammenfassend die Geschichte des Taunus- und Wetteraulimes in der Zeit von 190 bis 200 n. Chr. dargestellt.

Das letzte Kapitel beinhaltet die Behandlung der römischen Keramik in Form von Typenbeschreibung und Katalog (S. 33–144), die in Auswahl auf 21 Tafeln abgebildet ist. Diesem Katalogteil schliesst ein Anhang an, in welchem in Listenform die Keramiktypen aus Holzhausen, die gesicherten Fundkomplexe, die Töpferstempel aus den Kastellen Zugmantel und Saalburg, sowie ein Literaturverzeichnis aufgeführt sind (S. 145–162).

Abschliessend sei hervorgehoben, dass wir hier eine sehr gute und methodisch klargestellte Materialedition vor uns haben. Die historische Interpretation erachten wir als stichhaltig. Bedauerlich ist lediglich, dass die Verfasserin sich auf die Vorlage der Keramik beschränkt hat. Das Einbeziehen der übrigen Kleinfunde, mindestens im Katalogteil, wäre wünschenswert gewesen. Ein weiteres, allerdings kleines Manko beim Kapitel der historischen Auswertung, sehen wir im Verzicht auf Querverweise, was das Überprüfen des Gesagten vereinfacht hätte.

Beide Hinweise sollen die Bedeutung dieser Arbeit keineswegs schmälern, für die wir der Verfasserin nur danken können.

*Martin Hartmann*

*Emilie Riha: Die römischen Fibeln aus Augst und Kaiseraugst. Forschungen in Augst 3. Augst 1979. 222 Seiten, 32 Abbildungen, 80 Tafeln.*

Unter den verschiedenen Arbeiten über römische Fibeln, die in den letzten Jahren erschienen sind (E. Ettliger, 1973; M. Gechter, 1980; S. Rieckhoff, 1975; M. Feugère, 1978; A. Böhme, 1972; M. Jobst, 1975), kommt dem hier zu bespre-

chenden Werk ein bedeutender Platz zu. Dies hängt nicht nur mit der vortrefflichen Präsentation der Arbeit und ihrer leichten Verwendbarkeit bei Bestimmungsarbeiten (was leider oft bei Publikationen römischer Kleinfunde nicht der Fall ist) zusammen, sondern vor allem mit der Tatsache, dass 48% des vorgelegten Fibelbestandes innerhalb eines genau beobachteten Fundkomplexes erfassbar und datierbar ist. Hier zeichnen sich Früchte eines langjährigen Bemühens der Augster Ausgräber um eine sorgfältige Funderfassung ab, die auch für andere Kategorien von Kleinfunden interessante Resultate erwarten lassen.

Der mühsamen Arbeit des Heraussuchens der Fundkomplexe und der Datierung der entsprechenden Fibel aufgrund der Begleitfunde hat sich S. Martin-Kilcher unterzogen, was sich aus den Angaben auf S. 9/10 klar ergibt. Ihr kommt somit ein nicht unwesentlicher Anteil am Gelingen der Arbeit zu, was sich vielleicht auch in einer Erwähnung im Titel hätte niederschlagen können.

Um die Bedeutung des bei der Abfassung der hier zu besprechenden Arbeit möglichen methodischen Vorgehens abschätzen zu können, genügt ein Blick auf Tafel 78, wo die Datierungen der verschiedenen Fibelgruppen nach den Augster Schichtdatierungen und die «auswärtigen» Datierungen kombinatorisch auf einer Tabelle aufgetragen sind.

Das Resultat ist interessant. Neben Fällen, bei denen sich die beiden Datierungen decken (Typen 1.4/5.11–16/6.1/7.4/7.16/7.21), gibt es zahlreiche Fibeltypen, bei denen die Augster Datierungen ein früheres Einsetzen oder ein längeres Weiterleben im Verhältnis zur bis jetzt erarbeiteten Laufzeit des entsprechenden Fibeltypus ergeben. Dabei ist natürlich das frühere Einsetzen von besonderer Bedeutung.

In einigen Fällen ist die Augster Datierung nun doch recht anders als die bisher etablierte. Die beiden Datenfelder decken sich nicht (Fibeltypen 2.6/4.6/7.8/7.11).

E. Riha teilt die Fibeln in acht grosse Gruppen ein, die wiederum in zahlreiche Untertypen und diese wieder in Varianten gegliedert werden. Die Gruppeneinteilung wird eingehend, unter anderem mit technischen Kriterien begründet. Eine ausklappbare Typentafel am Schlusse des Werkes verschafft den nötigen Überblick und ermöglicht den raschen optischen Einstieg zum jeweils interessierenden Fibeltypus.

Der Besprechung der einzelnen Typen werden zunächst die Parallelerwähnungen in den wichtigsten andern Fibelpublikationen mit der jeweiligen Typenbezeichnung vorangestellt. Es folgt eine genaue, oft auch materialkundliche Beschreibung, der Hinweis auf schichtdatierte Exemplare (mit genauer Begründung der Datierung) und schliesslich eine wohlabgewogene Evaluierung der Datierung des Fibeltypus unter Einbezug der verschiedenen Fremddatierungen. Auch Bemerkungen über die Verbreitung des Fibeltypus fehlen nicht. Sämtliche besprochenen Fibeln werden auf 68 Tafeln in äusserst feiner Zeichnungsmanier vorgelegt.

Ein ausführliches Literaturverzeichnis fehlt ebensowenig wie ein genaues Verzeichnis der Fundorte und der Aufbewahrungsorte. Was man sich allenfalls noch gewünscht hätte, wäre eine synoptische Typentafel in Bezug auf die andern wichtigeren Fibelpublikationen, um die verschiedenen Nomenklaturen und Typenbezeichnungen für ein und denselben Fibeltypus evident werden zu lassen. Doch wird sich dieses Hilfsmittel ein häufiger Benutzer des wirklich vortrefflichen Buches leicht auch selber herstellen können.

Rudolf Fellmann

*Hans Schönberger: Kastell Künzing-Quintana. Die Grabungen von 1958 bis 1966. Limesforschungen 13. Verlag Gebr. Mann, Berlin 1975. 118 Seiten, 8 Tafeln, 10 Beilagen und 26 Textabbildungen.*

Das schon im 19. Jahrhundert bekannte Kastell Künzing-Quintana liegt am rätischen Donaulimes, etwa 40 km westlich von Passau. In den Jahren 1958 bis 1966 führte der Verfasser im 2,2 ha umfassenden Kastellinnern umfangreiche Notgrabungen durch, deren Ergebnisse er im anzuzeigenden Band der Limesforschungen mustergültig vorlegt.

Das Hauptgewicht liegt auf dem detaillierten Grabungsbericht (S. 11–88), gegliedert nach den einzelnen Baukomplexen (Umwallung, Praetentura, Principia, Horreum, Valetudinarium, Retentura und Wasserversorgung), die mit Zeichnungen und Plänen sehr gut dokumentiert sind.

Daran schliesst die Vorlage der datierenden Funde (S. 89–101) an (Terra Sigillata, Ziegel- und Amphorenstempel und Münzen). Das gesamte Fundmaterial sowie die beiden Metallhortfunde sollen separat vorgelegt werden. Je ein Kapitel über die Datierung der einzelnen Bauphasen (S. 102–107) und über die Geschichte des Kastells und seine Besetzung (S. 108–116) schliessen die Arbeit ab.

Nach Aussage der Funde wurde ein erstes Holzkastell in der Zeit um 90 n. Chr. errichtet, welches dann um 120 n. Chr. Umbauten bei der Umwallung sowie bei der Principia erfuhr. Aufgrund historischer Erwägungen und der vorliegenden Kleinfunde dürfte das Holzkastell zwischen 130 und 135 n. Chr. geräumt worden sein.

Erst in den Jahren nach 150 n. Chr. wird anstelle des ehemaligen Holzkastells ein Steinkastell erbaut, bei dem ebenfalls zwei Perioden nachgewiesen werden konnten (150/60 bis ca. 200 und ca. 200 bis 245 n. Chr.).

Ausführlich setzt sich der Verfasser mit der Frage der Belegung dieses Kastells auseinander. Drei schon im Jahre 1929 gefundene Ziegelstempel der Cohors III Thracorum C. R. deuten auf diese Einheit hin, die somit im Holzkastell stationiert gewesen sein dürfte. Die Anwesenheit dieser Truppe würde auch erklären, weshalb in der Praetentura acht Centurienkasernen und in der Retentura zusätzlich vier längliche Bauten standen, denn die Cohors III Thracorum war eine «equitata», hatte also neben den sechs Centurien noch vier Turmen Reiterei.

Die Kasernen in der Praetentura gaben demnach der Infanterie und den Reitern Unterkunft, während drei der vier Bauten in der Retentura Platz für die Pferde boten; das vierte Gebäude (Nr. 18) könnte von Exploratores oder Veredarii belegt gewesen sein. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, dass die Fundumstände der Ziegel nicht bekannt sind, und dass während der neueren Grabungen keine weiteren Stempel der III. Thrakerkohorte zu Tage kamen. Auch wenn die Argumentation des Verfassers sehr überzeugt, muss doch zur Zuweisung dieser Kohorte als Belegungseinheit des Holzkastells ein kleines Fragezeichen gemacht werden.

Über die Besetzung des Steinkastells endlich lässt sich nur soviel sagen, dass es möglicherweise eine der III. italischen Legion angehörende Kohorte war, fanden sich doch einige Ziegelstempel derselben.

Abschliessend dürfen wir noch einmal betonen, dass wir hier die Vorlage von Grabungsbefunden vor uns haben, wie sie besser kaum vorstellbar sind. Dem Verfasser und der Redaktion sei dafür gedankt.

Martin Hartmann

*Gerold Walser: Römische Inschriften in der Schweiz.* Für den Schulunterricht ausgewählt, fotografiert und erklärt. Teil 1: Westschweiz. Paul Haupt Verlag, Bern 1979. 260 Seiten, 111 Abbildungen. Teil 2: Bern Umgebung / Brugg / Zürich / Basel. Paul Haupt Verlag, Bern 1980. 295 Seiten, 135 Abbildungen. Teil 3: Ostschweiz/Wallis. Paul Haupt Verlag, Bern 1980. 200 Seiten, 76 Abbildungen.

Die drei Bändchen bringen endlich eine brauchbare Zusammenstellung der römischen Inschriften, die auf dem Gebiet der heutigen Schweiz gefunden worden sind. Jede Inschrift – es fehlen nur ganz wenige und unwichtige Fragmente – ist durch eine fotografische Aufnahme dokumentiert, zu der man auf der Gegenseite die Umschrift, die Übersetzung und einen Kommentar findet. Nicht fehlen, und das scheint uns besonders wichtig, die Massangaben, der Fundort (soweit eruierbar) und der gegenwärtige Aufbewahrungsort. Gerade letztere Angabe, die für den Fachmann wie für den interessierten Laien von Wichtigkeit ist, vermisste man in der Inschriftensammlung von Howald-Meyer, deren praktischer Wert dadurch bekanntlich stark gemindert wird. Eine Konkordanz am Ende jedes der drei Bändchen ermöglicht Querbezüge zu den andern Inschriftensammlungen (CIL usw.).

Einige Bemerkungen seien immerhin erlaubt: Zu Nr. 198: hier ist in der Umschrift des Textes *posu[er(unt)]* wie ein Vergleich mit der Fotografie ergibt, doch wohl nicht richtig. Entweder ist *po(s)/[uerunt...]* zu lesen, wobei dann das *cu[rante...]* entfiel oder aber wohl richtiger *p(osuerunt) cu/[rante...]*. – Nr. 201 und 202: Hier sind die Abbildungen vertauscht. – Nr. 233: Der Titel «Spätantike Bauinschrift vom Kastell Magden» ist irreführend. Im heutigen Dorfe Magden hat nie ein römisches Kastell gestanden. Besser wäre «Bauinschrift des spätrömischen Kastells Magidunum». – Nr. 234: Die Bemerkung «als nach dem Alamanneneinfall von 260 wieder Truppen in Augst lagen» ist zumindest irreführend. Wir sehen nicht, wo diese Truppen hätten untergebracht sein können. Sollte etwa das *Castrum Rauracense* gemeint sein? – Nr. 149: Besser als *Steinsaal* wäre *Steinhalle*, handelt es sich doch um den zum Garten hin offenen Annex des *Vindonissamuseums*. – Nr. 146: Von dem zu postulierenden Tempel sind immerhin deutliche Spuren auf Luftaufnahmen festgestellt worden. – Nr. 306 und 307: Die Fundorte der beiden Merkuraltärchen sind identisch. Es handelt sich beide Male um den *Strassenvicus* an der Stelle der mittelalterlichen *Müraia*. – Nr. 228: Ob in dem Cognomen *Araurica* nicht ganz einfach über eine keltische Vorsilbe eine Ableitung von *Raurica* steckt? Das dürfte uns wahrscheinlicher vorkommen als die postulierte Ableitung von der südgallischen Stadt *Araura*. – Nr. 218: Die Inschrift, ein Sandsteinblock, dessen Herkunft unbekannt ist (und nicht, wie in der synoptischen Darstellung auf S. 294 behauptet, aus Basel), befindet sich heute im Lapidarium des Schulhauses «Zur Mücke» auf dem Basler Münsterhügel (dazu gleich noch unten). Da sie aus der Einmauerung befreit ist, kann abgeschätzt werden, dass die Inschrift weder links noch rechts weiterging, sondern stets nur aus den drei Buchstaben *P. C. R.* bestanden hat. Der glückliche Neufund eines genau gleichen Blockes (allerdings aus Kalkstein) in der *Insula 50* der *Colonia Augusta Raurica* zeigt nun auf, dass der in Basel befindliche Stein in denselben Context gehört. Zum Text ist zu sagen, dass die Auflösung *P(ublicum) C(oloniae) R(auricae)* die wahrscheinlichste Erklärung ist; übersetzt also etwa: öffentliches Gut der *Colonia Raurica*. Ein entsprechender Stein mit dem Text *P. C. O.* (= *Publicum Coloniae Ostiensis*) ist aus *Ostia* bei Rom bekannt. Als willkommene Zugabe gewinnen wir somit bei dieser Gelegenheit den Kurztitel der *Colonia Augusta Raurica* und deren Abkürzung

*C. R.* ganz im Sinne von *C. C. A. A.* für Köln und *C. V. T.* für Xanten usw.

Zum Schluss noch eine allgemeine Bemerkung zu den Basler Steinen. In der Einleitung zum zweiten Bändchen moniert Walser zu Recht die schlechte Unterbringung und das langsame Delabrieren der Steine im Historischen Museum Basel. Dazu darf aber gesagt werden, dass die Steine jetzt alle in sichere Verwahrung genommen worden sind. Es sei darum hier angeführt, wo sich die Steine jetzt befinden: Die Nr. 208, 210, 211, 212, 213, 215, 218, 220, 221, 223, 224 und 225 befinden sich nun endgültig im Lapidarium des Historischen Museums Basel, das im Keller neben dem Schulhaus «Zur Mücke» auf dem Münsterhügel installiert werden konnte. Nr. 214 befindet sich aussen an der Nebenschiffwand der *Barfüsserkirche* unter einem Schutzdach; die Nr. 216, 229, 231 und 235 sind in die Ausstellung «Ältere Stadtgeschichte» des Historischen Museums in Basel in der *Barfüsserkirche* integriert.

Rudolf Fellmann

*Die Jupitersäulen in den germanischen Provinzen. Gerhard Bauchhenss: Die Jupitergigantensäulen in der römischen Provinz Germania superior. Peter Noelke: Die Jupitersäulen und -pfeiler in der römischen Provinz Germania inferior.* Beihefte der Bonner Jahrbücher, Band 41. Rheinland-Verlag GmbH, Köln, und Rudolf Habelt Verlag GmbH, Bonn 1981. 515 Seiten, 103 Tafeln, 10 Karten.

Das vorliegende Buch vereinigt zwei unabhängig voneinander entstandene Arbeiten über die Jupitersäulen in den germanischen Provinzen. P. Noelke konnte die Arbeit von G. Bauchhenss noch einarbeiten. Im folgenden sollen beide Arbeiten getrennt besprochen werden.

G. Bauchhenss stellt in seiner leicht überarbeiteten Dissertation die Fragmente von 106 Jupitergigantensäulen aus Obergermanien vor, von dieser Denkmaltypus entstand und auch seine grösste Verbreitung gefunden hat.

Der Typus wird seit dem Ende des letzten Jahrhunderts anhand der vollständig ergänzbaren Brunnenfunde von Merten und Hedderheim definiert und setzt sich im wesentlichen aus einem quadratischen Sockel mit je einer Götterdarstellung auf den vier Seiten (Viergötterstein), einem runden oder achteckigen Sockel mit Götterdarstellungen (Zwischensockel), einer Säule mit Schuppenmuster und einem korinthischen Kapitell zusammen. Bekrönt wird das Monument durch einen bärtigen, gepanzerten Reiter, der über einen schlangenbeinigen Giganten reitet.

Die Säulen kommen vor allem im nördlichen Teil Obergermaniens und im östlichen Teil der *Gallia Belgica* vor, streuen aber nach Südwesten bis fast zum Mittellauf der Loire. Aus Rätien sind, im Gegensatz zu Pannonien, kaum Funde bekannt. Das Kerngebiet scheint den inschriftlich überlieferten Namen und den archäologischen Quellen nach seit dem 3. Viertel des 1. Jh. n. Chr. nicht mehr von Germanen, sondern wieder vorwiegend von Kelten bewohnt gewesen zu sein, wie es auch Tacitus überliefert.

Säulenfragmente wurden in städtischen und dörflichen Siedlungen, bei Einzelgehöften und Heiligtümern gefunden. Häufig waren sie in Mauern des 4. Jh. n. Chr. verbaut. Einige ganz rekonstruierbare Säulen stammen aus römischen Brunnen oder Schächten, wie zum Beispiel in Wiesbaden-Schierstein, wo eine vollständige Jupitergigantensäule sorgfältig in einem Erdschacht vergraben war.

Vier Säulenfragmente können aufgrund der Konsulnamen auf den Inschriften genau datiert werden: das früheste Fragment ins Jahr 170 n. Chr. und das späteste ins Jahr 246 n. Chr. Nach Bauchhens gehört die Mehrzahl der übrigen Fragmente stilistisch in die gleiche Zeitspanne. Doch die ältesten Stücke scheinen vorflavisch zu sein, die jüngsten, alle aus dem Grenzgebiet Obergermaniens zur Gallia Belgica, gehören in die 2. Hälfte des 3. Jh. n. Chr. – Der Abschnitt über die Chronologie ist meines Erachtens etwas knapp ausgefallen. Es ist zu bedauern, dass nicht versucht wurde, anhand der inschriftlich datierten Stücke eine Entwicklung der Jupitergigantensäulen herauszuarbeiten. – Der Verfasser verzichtet weitgehend darauf, Werkstätten zu definieren, da ihm dies, ohne die Einbeziehung der gesamten obergermanischen Plastik nicht sinnvoll erscheint.

Das Säulenmonument führt der Verfasser sowohl auf keltische Vorstellungen wie auf römische Vorbilder zurück. Die Kelten verehrten Jupiter als hohe Eiche. Dazu passt die mit Eichenlaub statt mit Schuppen verzierte Säule von Hausen. Andererseits gehen die Jupitersäulen auf die für Nero errichtete Grosse Mainzer Jupitersäule zurück, die wiederum in der Tradition republikanischer Jupitersäulen steht, wie jene, die Cicero 63 v. Chr. für die Errettung des Staates auf dem Kapitol aufstellen liess.

Ein Sechstel der Viergöttersteine und rund die Hälfte der Zwischensockel tragen eine Inschrift. Oft ist der Name des verehrten Gottes, *Iuppiter Optimus Maximus*, erhalten, manchmal zusammen mit der *Iuno Regina*, doch nie zusammen mit einer andern Gottheit. Geweiht wurden die Säulen von Gemeinden, Familien, Ehepaaren, Bruderpaaren, Soldaten und Beamten.

Die Viergöttersteine weisen in der Mehrzahl die kanonische Reihe der Götterdarstellungen auf, nämlich Juno auf der Vorderseite, Minerva meistens auf der linken, Merkur meistens auf der rechten Seite und Herkules auf der Rückseite. Daneben kommen die verschiedensten Gottheiten vor. Alle zeugen von einer guten Kenntnis der griechisch-römischen Mythologie.

Vereinzelt sind Zwischensockel und Viergötterstein aus einem Stein gearbeitet. Ein Drittel der bestimmaren Zwischensockelfragmente zeigt die sieben Wochengötter und im achten Bildfeld die Inschrift.

Die Säulen sind mit Schuppen verziert, die Bauchhens als stilisierte Baumrinde deutet. Die Säulen tragen korinthische Figurenkapitelle, die oft die vier Jahreszeiten zeigen.

Bekrönt wird das Monument durch den Gigantenreiter. Der bartlose Gigant liegt meistens auf dem Bauch, den Oberkörper nach hinten gebogen. Häufig trägt er eine Waffe. Seine Schlangenbeine enden teilweise in Schlangenköpfen. Der Reiter dürfte in seiner erhobenen rechten Hand ebenfalls eine Waffe getragen haben, da vielfach eine Bohrung in der Hand vorhanden ist und zwei metallene Blitze erhalten sind. Mit der linken Hand hält er die Zügel und greift in einigen Fällen gleichzeitig in die Speichen eines Rades. Er trägt einen Panzer und einen Mantel. Nach Bauchhens dürfte das Motiv des Gigantenreiters formal weniger auf die Reitergrabsteine zurückzuführen sein als auf Kaiserdarstellungen, bei denen der Kaiser über einen besiegten Gegner reitet. Inhaltlich jedoch ist das Motiv des reitenden und gepanzerten Jupiters mit Blitz und Rad seiner Meinung nach nicht römisch, sondern keltisch.

Es folgen der Katalog, alphabetisch nach Fundort oder, wenn dieser nicht bekannt ist, nach Aufbewahrungsort geordnet, das Abkürzungs- und Literaturverzeichnis, verschiedene Konkordanzen, eine Zusammenstellung der Fragmente nach einzelnen Bauteilen, die Tafeln und die Verbreitungskarten. Die Fragmente unbekannter Herkunft sind mit ihrem Aufbe-

wahrungsort kartiert, ohne dass dies in der Signatur erkennbar wäre, was meines Erachtens das Bild verfälscht.

P. Noelke legt in seiner Dissertation die Jupitersäulen und -pfeiler der Provinz Germania inferior vor.

Es handelt sich um Monumente, die sich, obwohl die vollständige Zusammensetzung nicht gesichert ist, im wesentlichen aus einem Sockel, einer Stütze (Säule oder Pfeiler) und einer Statue oder Statuengruppe zusammensetzen. In den meisten Fällen ist die Bekrönung ein thronender Jupiter, seltener ein Jupitergigantenreiter, ein stehender Jupiter mit kauerndem Giganten oder das thronende Paar Jupiter und Juno. Der thronende Jupiter folgt dem aus Rom bekannten kapitolinischen Typus. Die Stützen sind als Schuppensäulen, manchmal mit zusätzlichem Reliefschmuck, seltener als Pfeiler oder Säulen mit Relief ausgebildet. Die Sockel tragen manchmal ein oder mehrere Reliefs auf den einzelnen Seiten.

Die Jupitersäulen kommen im Gebiet zwischen Rhein und Meuse vor mit einer grössten Dichte bei Köln, wo auch die Jupitergigantenreiter und die Jupiterpfeiler auftreten. Die Fragmente der Säulen und Pfeiler finden sich oft als Spolien verbaut oder in Brunnen vergraben. Häufig stammen die Monumente aus der Umgebung von Villen, aus grösseren und kleineren Siedlungen, aus Heiligtümern, selten aber aus rein militärischen Zusammenhängen. In Niedergermanien sind zehn Inschriften erhalten, wovon fünf die Weihenden erwähnen.

Im Gegensatz zu Obergermanien kennt man aus Niedergermanien kein einziges durch eine Inschrift genau datiertes Jupitermonument. Auch allfällige Fundumstände können bei der Datierung nicht weiterhelfen. Der Verfasser versucht deshalb aufgrund der datierten Jupitergigantensäulen Obergermaniens und weiterer inschriftlich datierter, plastischer Denkmäler die Jupitermonumente Niedergermaniens nach stilistischen Kriterien zu datieren und eine Entwicklung herauszuarbeiten. Die frühesten Beispiele gehören seiner Meinung nach in die iulisch-claudische Zeit, die spätesten ins 2. Drittel des 3. Jh. n. Chr.

Noelke sieht in den deutlichen Unterschieden zwischen den Jupitermonumenten Niedergermaniens, Obergermaniens und der Gallia Belgica die Wirkung regionaler Werkstattgruppen, das heisst «Provinzschulen», obwohl ihm die Problematik einer Beurteilung ohne die Einbeziehung der gesamten Motivplastik bewusst ist. Er nimmt lokale Werkstätten an, sowohl für grössere Ortschaften – für Köln sind solche inschriftlich nachgewiesen – wie auch für kleinere Siedlungen, da die Monumente aus den in der Nähe anstehenden Materialien gearbeitet sind.

Das Säulen- und Pfeilermonument leitet der Verfasser von republikanischen Ehren- und Göttersäulen her. Jupitersäulen sind auch aus Dakien, Pannonien, Rätien und Britannien bekannt, doch sind in den nördlichen Provinzen, mit Ausnahme von Dakien, selten andere Gottheiten als Jupiter mit einem Säulenmonument verehrt worden. Auch das Motiv der Schuppensäule stammt nach Ansicht des Verfassers aus dem griechisch-römischen Bereich, denn Schuppensäulen sind in der römischen Wandmalerei sehr beliebt. Die Gestaltung der Pfeiler mit gestaffelten Reliefs ist, nach Meinung des Verfassers, eine einheimische Neuschöpfung. Den stehenden und den thronenden Jupiter leitet Noelke aus Italien her, im stehenden Jupiter mit Giganten und im Jupitergigantenreiter möchte er hingegen eine einheimische Entwicklung sehen, die sich formal an Kaiserdarstellungen anlehnt, ebenso in der zweiteiligen Sockelung mit reichem Reliefschmuck.

Noelke sieht im Gegensatz zu Bauchhens in den Schuppensäulen keine stilisierten keltischen Eichenstämme, sondern mit Blätter und Taenien umwickelte Säulen griechisch-römischen Ursprungs, und er führt das Monument mit Sockel, Stütze und thronendem Jupiter ausschliesslich auf den kapitolinischen Ju-

piter zurück, obwohl das mehrfach vorkommende Rad als Attribut eine keltische Komponente hineinbringt. Der Jupitergigantenreiter hingegen ist stärker keltischen Vorstellungen verhaftet.

Abgeschlossen wird die Arbeit mit einem Exkurs über das griechische Säulenmonument.

Es folgen der alphabetisch nach Fundort geordnete und nach verschiedenen Stichworten gegliederte Katalog, die Verzeichnisse, die Tafeln und die Verbreitungskarten.

Die Veröffentlichung beider Arbeiten vereint in einem Buch ist sehr zu begrüßen, auch wenn es scheint, dass die Zusammenarbeit der beiden Autoren nicht sehr intensiv war; so schreibt zum Beispiel Bauchhens Jupiter mit J. Noelke aber mit I. Man vermisst eine zusammenfassende, gemeinsame Schlussbetrachtung der beiden Autoren, vor allem was ihre unterschiedlichen Ansichten betrifft, wie zum Beispiel die Datierung der frühesten Jupitergigantenreiter oder die Herleitung der Schuppensäule. Es wäre zu begrüßen, wenn weitere Denkmälergruppen in ähnlicher Art mit knappem Katalog und guten Abbildungen vorgelegt würden.

*Caty Schucany*

*Forschungen in Stillfried, Bd. 1–4.* Veröffentlichungen der Österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Ur- und Frühgeschichte, Bd. 10–14. Herausgegeben von Fritz Felgenhauer, Wien 1974–1980.

Am westlichen Ufer der March, dem Grenzfluss zwischen dem Wiener Becken und Südmähren, liegt die Wallanlage von Stillfried, die angenähert trapezförmig eine Innenfläche von etwa 2000 m<sup>2</sup> einschließt. Entdeckt und erstmals beschrieben wurde sie von Matthäus Much, einem archäologisch interessierten Juristen, der 1875 in den Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien und in den Blättern des Vereins für Landeskunde Berichte darüber veröffentlichte. Hypothesen über die Funktion der imposanten Anlage und erste Grabungen folgten bald; in Relation zur Ausdehnung des Wallsystems und des Innenraums blieben sie aber unbedeutend. Mit dem Namen Stillfried an der March verknüpft sind in der archäologischen Literatur ausser den Funden der Muchschen und einiger späteren Grabungen vor allem wieder die Pferdegeschirrbronzen eines 1932 von Kurt Willvonseder veröffentlichten Depotfunds. Die Fundstelle dieses Depots aus dem 8. Jh. v. Chr. liegt ausserhalb der Wallanlage, am Ufer der March.

Nach langem Unterbruch setzten auf Initiative und unter der Leitung von Fritz Felgenhauer 1969 moderne Ausgrabungen in Stillfried ein, die seither alljährlich weitergeführt wurden. Damit verbunden war die Gründung einer neuen Publikationsreihe, «Forschungen in Stillfried». Die hier zu besprechenden vier Bände erfüllen die doppelte Funktion, einerseits die alten Fundbestände nach heute interessierenden Gesichtspunkten zu edieren, andererseits über den Fortgang und die ersten Ergebnisse der laufenden Grabungen zu informieren. Die regelmässige Folge und der wachsende Umfang der Bände bilden eine höchst erfreuliche Belegung der österreichischen Fachpublikationen; die Reihe dürfte sich als Standard-Referenzwerk zu einem bedeutenden ur- und frühgeschichtlichen Siedlungsplatz entwickeln. An dieser Stelle kann nur ein geraffter Überblick über den bisher erschienenen Inhalt vermittelt werden, der nach zugestanderemassen subjektiven Kriterien Akzente setzt.

Der 1. Band enthält als Kernstücke eine Bibliographie «Stillfried 1874–1974» und einen Abriss der Forschungsgeschichte

(F. Felgenhauer), ausserdem eine mit Karte versehene, topografische Übersicht der ur- und frühgeschichtlichen Fundstellen im Raum Stillfried (C. Eibner). Es schliessen sich informativ illustrierte Kurzberichte verschiedener Autoren an, in denen der ganze in Stillfried fassbare Zeitraum – vom Jungpaläolithikum bis zum Hochmittelalter – gestreift wird. Herausgegriffen sei der Bericht über eine Grube mit Pferdeskelett, in die römische Zeit datierbar durch das Spangenbruchstück eines Legionärshelms aus der Einfüllung (H. Friesinger, K. Bauer, P. Wolff). Dass die Arbeitsweise interdisziplinär konzipiert ist, wird durch je einen chemischen, technologischen und osteologischen Beitrag deutlich.

Im 2. Band legt Margarete Strohschneider den Fundbestand des von Much ergrabenen, spätbronzezeitlichen Gräberfelds vor, das südlich ausserhalb des Ringwalls lag. Leider fehlen meist die Grabzusammenhänge, so dass nur die Belegungsdauer aus dem Typenbestand zu erschliessen ist. Über die ersten Ergebnisse der Ringwalluntersuchungen informiert Fritz Felgenhauer: Der Wallkern erwies sich als spätbronzezeitlich (Hallstatt B) und mehrphasig. Ein Kinderschädel aus einer Grube unter dem Westwall wird von E. Breitingner vorgelegt: er erschliesst aus vier (!) unverheilten Lochfrakturen einen gewaltsamen Tod. In der gleichen Grube, teilweise in einem Gefäss, kamen verbrannte Getreidereste – als Gerste bestimmt – zum Vorschein.

Auch in Band 3 wird Material aus alten Aufsammlungen ediert und, begleitet von naturwissenschaftlichen Detailabklärungen, der Fortgang der neuen Grabungen erläutert. Zwei Untersuchungen zur Geochronologie sind für die Beurteilung des jungpaläolithischen Fundbestands sehr wichtig: F. Rögl und H. Summesberger diskutieren die eiszeitlichen Löss- und Bodenbildungen von Stillfried, wie sie sich aufgrund ihrer 1975 erfolgten Bohrungen und von C14 – Altersbestimmungen darstellen. Zwei überraschend junge C14-Daten weichen um 4–5000 Jahre von den übrigen Datierungen des interstadialen Stillfried B-Bodens ab. Über die Ergebnisse seiner Bearbeitung der als Klimaindikatoren auswertbaren, pleistozänen Molluskenfaunen von Stillfried informiert H. Binder.

Band 4 erscheint nicht nur äusserlich als der gewichtigste unter den bisher veröffentlichten: auch inhaltlich bietet er wesentliche neue Aspekte, und zwar einerseits zur jungpaläolithischen und andererseits zur spätbronzezeitlichen Nutzung des Platzes.

In einem 6–7 m breiten Schnitt durch den Westwall wurde 1974 ein jungpaläolithischer Horizont aufgedeckt, der eine Silikonkonzentration mit Indizien für eine Interpretation als Schlagplatz ergab. Eine eigentliche Kulturschicht und Feuer Spuren waren nicht vorhanden, jedoch eine Steinplatte, die als Unterlagsplatte interpretiert wurde, ausserdem eine als Gerät verwendete Abwurfstange vom Ren. Präparationsabfälle und eine teils fertiggestellte, teils missratene Serie von Mikrogravettespitzen aus lokal aufgesammeltem Radiolarit ergänzen den Befund, von dem man sich allerdings eine detaillierte Planaufnahme wünschte. Wichtig ist die geochronologische Einordnung, die durch die Lage über dem als Stillfried B bezeichneten, interstadialen Bodenhorizont bestimmt wird.

Als ebenso aufschlussreich erwies sich ein spätbronzezeitlicher Befund der Grabungskampagne von 1976: eine Grube mit sieben Körperbestattungen. E. Breitingner, der ihre anthropologische Untersuchung durchführte, legt einen eingehenden, sehr gut dokumentierten Bericht über seine Ergebnisse vor. Es handelt sich demzufolge um zwei Frauen von etwa 45 und 40 Jahren, einen etwa 30jährigen Mann und vier Kinder, von denen das älteste als neunjähriges Mädchen, die drei jüngeren als Knaben bestimmt wurden. Nach einem eingehenden Vergleich der erhaltenen somatischen Merkmale, vor allem am Schädel

aller Individuen, unternahm es Breitinger, die festgestellten Ähnlichkeiten erbdagnostisch auszuwerten. Es resultiert ein genealogisches Schema, demzufolge die beiden Frauen die Mütter der mitbestatteten Kinder wären. Das «Vaterschaftsgutachten» zwischen Mann und Kindern fällt bei den Knaben überzeugender aus als beim Mädchen, dem die ältere der Frauen als Mutter zugeordnet worden war. Insgesamt zeigen sich die Möglichkeiten und Grenzen der anthropologischen Auswertung einer kleinen Skelettserie. Die Schlussfolgerung, wonach die sieben Toten wahrscheinlich eine einzige Fortpflanzungsgemeinschaft repräsentierten, ist mit der gebotenen Zurückhaltung zu registrieren. Die zeitliche Stellung dieser Mehrfachbestattung erläutert C. Eibner. Die Grube befand sich demnach im Randbereich des spätbronzezeitlichen Walls. Sie wurde von einem relativ schmalen Graben geschnitten, in dem sich als Zeitmarke ein Kegelhalsgefäß aus der Übergangsphase zwischen Spätbronze- und Eisenzeit fand. Die Deponierung der sieben Individuen in der Grube wird von Eibner im Zusammenhang mit einem in dieser Periode erfolgten Umbau des Walls gesehen; die spärlichen Beigaben widersprechen dieser Interpretation nicht. Nach Erwägungen über den Bestattungs- oder Opfercharakter des Befunds und Hinweisen auf die bekannten Parallelfälle vom Gomolava an der Save entschliesst sich Eibner für eine heute so modische «Fürstengrab»-Hypothese. Die eine seiner Voraussetzungen, Stillfried sei als «Fürstensitz» zu klassieren (wie immer man diesen zur Zeit in Inflation befindlichen Begriff auch definieren mag!), dürfte sich im Zuge der in Gang befindlichen Grabungen wohl überprüfen lassen. Im übrigen wird der zweifellos wichtige und interessante Befund durch Spekulationen wie «eine blutige Ablöse in der Thronnachfolge der «Fürsten» von Stillfried» ganz unnötigerweise überfordert.

Den Abschluss des Bandes bildet Felgenhauers Arbeitsbericht über die Grabungen von 1977–1980. Mit Spannung darf man näheren Einzelheiten über 12 Gräber des 8./9. Jh. n. Chr., ein Webhaus der Spätlatènezeit, eine dem spätbronzezeitlichen Wall zeitlich vorausgehende Palisadenbefestigung entgegensehen.

*Margarita Primas*

*Emmanuel Anati: Valcamonica. 10000 anni di storia.* Studi Camuni, vol. 8, Capo di Ponte 1980 (Edizioni del Centro). 96 Seiten (inkl. 3 Anhänge) mit zahlreichen Abbildungen im Text, 2 Karten und 4 Tabellen.

Das Valcamonica, ein von den eiszeitlichen Gletschern ausgeschliffenes, 75 km langes Tal in den italienischen Zentralalpen, zieht jährlich gegen 300 000 Besucher an. Diese wollen die Felsgravierungen sehen, die 1979 von der UNESCO zu Kulturgütern von Weltbedeutung erklärt worden sind.

Mehr als 150 000 Gravierungen sind von Professor Anati und seinen Mitarbeitern entdeckt und im «Centro Camuno di Studi Preistorici» in Cemmo bei Capo di Ponte zum Teil dokumentiert und studiert worden. Als in den Sechzigerjahren offensichtlich wurde, dass im Valcamonica sehr viele Felsgravierungen vorliegen, und dass die Tradition des Gravierens auf Felswände und erratische Blöcke seit dem Ende der Eiszeit über Jahrtausende hinweg gepflegt worden war, versprach man sich von einer detaillierten Analyse reiche Einsichten in die Kunst- und Kulturgeschichte des Tals. Die bisherigen Ergebnisse haben in einer umfangreichen Literatur ihren Niederschlag gefunden. Im vorliegenden Bändchen wird das Wichtigste zusammengefasst und sehr lesbar dargeboten. Im Text werden die Kunststile und die aus den Darstellungen ablesbare Kulturentwicklung nachgezeichnet. Die Zeit der ersten Gravierungen, als Jägerhorden Hirsch und Elch nachspürten, die Entwicklung der camunischen Zivilisation im Neolithikum und Chalcolithikum, der technologische und wirtschaftliche Aufbruch in der Bronze- und der Eisenzeit mit seinen Folgen für die soziale Struktur und die politische Organisation, und die Dekadenz der Kunst in der späten Eisenzeit, sind einprägsam skizziert. Eine Karte orientiert über die Verteilung der Felsbilder im Tal, eine Tabelle über die verschiedenen Perioden der Felskunst, ihre Datierung und ihre Beziehung zu den archäologischen Perioden, und eine weitere schematische Darstellung über Veränderungen der natürlichen Umwelt seit dem Ende des Eiszeitalters. Zahlreiche Fotos und Pausen machen mit den für die verschiedenen Perioden typischen Gravierungen bekannt. Drei Anhänge ergänzen das Bild: 1. ein Census der bis 1975 aufgenommenen Bilder, mit einer Karte der Felsbildervorkommen auch im Veltlin, 2. eine stichwortartige Übersicht aller Aspekte der von Anati unterschiedenen Perioden, und 3. eine Orientierung über die vielfältige Tätigkeit des Centro. Eine deutsche Übersetzung des handlichen Bändchens wäre wünschenswert.

*Susanne Haas*